

# Klappentext

DAS LITERATURPROGRAMMHEFT FÜR MÜNCHEN



AUGUST 2011/#39

EDITORIAL //////////////////////////////////////

/// Verehrte Leserinnen und Leser,

wir sind ganz wunderbar sprachlos und fühlen uns aber sowas von geehrt: Mit der Einsendung von derart vielen Anfängen als Reaktion auf unseren Aufruf in der Juli-Ausgabe hatten wir niemals gerechnet. Und da findet sich wirklich allerlei: Glattes und Eckiges, Konservatives und Visionäres, Kurzgefasstes und Ausuferndes. Für jeden Geschmack sollte also in diesem Heft etwas dabei sein, und über den ansonsten an Lesungen recht armen August kommen Sie damit in jedem Fall. Wie es jeweils mit den Geschichten weitergeht, verraten wir nicht, weil wir es gar nicht wissen. Einen Kontakt zu den jeweiligen AutorInnen stellen wir bei Bedarf oder Interesse aber gerne her – und wünschen nun erst einmal:

Lesen Sie gut!

Ihre Redaktion

IMPRESSUM //////////////////////////////////////

Herausgeber:

[literatur-muenchen.de](http://literatur-muenchen.de)  
c/o Katrin Schuster  
Baaderstraße 38  
80469 München

[info@literatur-muenchen.de](mailto:info@literatur-muenchen.de)  
[www.literatur-muenchen.de](http://www.literatur-muenchen.de)  
[www.facebook.com/KLAPPENTEXT](https://www.facebook.com/KLAPPENTEXT)  
[twitter.com/LiteraturMUC](https://twitter.com/LiteraturMUC)

Redaktionsschluss der September-Ausgabe:  
15. August 2011

V.i.S.d.P.: Katrin Schuster  
[redaktion@literatur-muenchen.de](mailto:redaktion@literatur-muenchen.de)

Gestaltung/Realisierung: Tanja Kischel  
[gestaltung@literatur-muenchen.de](mailto:gestaltung@literatur-muenchen.de)

Alle Angaben ohne Gewähr.

Mit Unterstützung des Kulturreferats  
der Landeshauptstadt München



Landeshauptstadt  
München  
Kulturreferat

**DONNERSTAG // 04.08.2011**

**18.00 UHR** //  
**„SOMMERFRISCHE“** //  
 Kostenlose Führung durch die Ausstellung der Monacensia, die darstellt, wie Schriftsteller und Künstler einst das Voralpenland entdeckten. Auch am 11. und 18. August, jeweils 18 Uhr.  
*Eintritt frei, Monacensia, Maria-Theresia-Straße 23, www.muenchner-stadtbibliothek.de*

**SAMSTAG // 06.08.2011**

**10.00 UHR** //  
**SIMPLICISSIMUS-WANDERUNG** //  
 Das Tegernseer Tal war Anfang des 20. Jahrhunderts regelmäßiges Ziel der Mitarbeiter der Satirezeitschrift Simplicissimus. Die Wanderung folgt zu Fuß den Spuren der Simplicissimus-Redaktion in Finsterwald, Gmund, Tegernsee und Rottach-Egern. Bitte denken Sie an Wanderschuhe und dem Wetter entsprechend angepasste Kleidung.  
*Teilnahmegebühr: € 18 zuzüglich Bahnfahrt und evtl. Eintritte, Treffpunkt: Gmund, Bahnhof BOB, auf Wunsch wird Treffpunkt für Wochenend-Card BOB organisiert, www.mvhs.de*

**20.00 UHR** //  
**DER LÖW IST LOS!** //  
 Ein Tucholsky Abend mit Jürgen Wegscheider und Istvan Gallus.  
*Eintritt: € 12, Giesinger Kulturcafé, Tegernseer Landstr. 96*

**MONTAG // 08.08.2011**

**19.00 UHR** //  
**MEIN CHARLATANISMUS IST NICHT VON GEWÖHNLICHER ART** //  
 Ein Abend mit Anatol Regnier und Adriana Schiffers zum 100. Geburtstag von Kadidja Wedekind: Kadidja Wedekind, die jüngste Tochter von Frank und Tilly Wedekind, begann schon früh Gedichte und Prosa zu schreiben. Im Alter von 19 Jahren verfasste sie den Kinderroman „Kalumina – Roman eines Sommers“, der 1933 publiziert wurde.  
*Eintritt: € 5, Monacensia, Maria-Theresia-Straße 23, www.muenchner-stadtbibliothek.de*

**DONNERSTAG // 18.08.2011**

**19.30 UHR** //  
**LITERATUR AUF DER STRASSE** //  
 In Form von Kurzgeschichten, die analog des Straßennetzes miteinander verknüpft sind, streift das Projekt Streetview Literatur quer durch München. An diesem Abend lesen einige der teilnehmenden Autoren ausgewählte Streetview-Texte.  
*Eintritt: € 5, Art Babel, Karlstr. 47a, Ecke Augustenstraße, www.streetview-literatur.de*

**SAMSTAG // 13.08.2011**

**10.45 UHR** //  
**LITERARISCHE HORVÁTH-WANDERUNG** //  
 In Murnau wird Ödön von Horváth zum Schriftsteller, dort entstehen seine berühmten Volksstücke „Geschichten aus dem Wiener Wald“, „Kasimir und Karoline“ und „Glaube Liebe Hoffnung“. Spaziergang mit Dr. Elisabeth Tworek, bitte denken Sie an Wanderschuhe und dem Wetter entsprechend angepasste Kleidung!  
*Teilnahmegebühr: € 18 zuzüglich Bahnfahrt und evtl. Eintritte, Treffpunkt: Murnau, Bahnhof, auf Wunsch wird Treffpunkt für Bahnticket organisiert, www.mvhs.de*

**DONNERSTAG // 18.08.2011**

**19.30 UHR** //  
**AUSNAHMESITUATION** //  
 Jochen Rausch liest aus seinem Erzählband „Trieb“: Sie heißen Robert, Jürgen oder Sylvia. Sind Klempner und Kellnerinnen, Professorenöhne und Barcelona-Urlauber, gewöhnliche Seitenspringer, harmlose Trinker. Bis sich in ihrem Leben jener Spalt auftut, wo Begierde und Gewalt hervortreten und sie ganz plötzlich Teil der spektakulären Vorfälle sind, die in seriösen Zeitungen unter „Vermischtes“ stehen.  
*Eintritt: € 12, Literatur Moths, Rumfordstraße 48, www.li-mo.com*

**SAMSTAG // 27.08.2011**

**20.00 UHR** //  
**„HOLZFÄLLEN“** //  
 Martin Pfisterer liest Thomas Bernhard: Ein künstlerisches Abendessen in Wien. Man erwartet den Burgtheaterschauspieler. Als er erscheint, wird der Hauptgang serviert: Die Wildente. Beim Nachtisch explodieren die exzessiven Charaktere ...  
*La Cantina, ELisabethstraße 53*

///Es war Mittwoch, 11.32 Uhr, als Peter Hämisch die Firma verließ. Wir wissen die Uhrzeit so genau, weil wir just in diesem Moment Herrn Hämisch über die Schulter sahen, als er aus dem hoch aufschießenden Gebäude trat und den Blick auf seine Armbanduhr warf. Er war spät dran, vor zwei Minuten hätte er bereits durch die Tür des Spumante treten sollen. Nein, er hätte am besten schon am für ihn und seine Partner („Partner“?) reservierten Tisch sitzen sollen, um ihnen zuvor zu kommen. Wie er ihnen überhaupt in allen Dingen am besten zuvor kommen sollte, ohne allzu zuvorkommend zu sein. Oder wenigstens zu wirken.

Wer erwartete ihn im Spumante? Wir wissen immerhin von Olaf Krudenreich, von Werner von Bohn und einem Engländer, dessen Name Hämisch nie aussprechen konnte und der uns deswegen verborgen bleiben wird, denn Hämisch hatte zum ersten Mal mit ihm zusammen gearbeitet und wird es nach diesem Tag nie wieder tun. Erst 83 Minuten zuvor hatte er ein Käsebrod zu sich genommen, nach Pasta stand ihm kaum der Sinn. „Antipasti!“, hatte seine Frau am Telefon deshalb geraten – er hatte ihr sein Leid („Leid“?) geklagt, freilich ohne es als solches zu bezeichnen. Doch seine Frau wusste natürlich, was er meinte, wenn er das Käsebrod sowie das anstehende Treffen im Spumante in einem Atemzug erwähnte.

Olaf Krudenreich wiederum hatte auf dem Weg eben dorthin eine seltsame Begegnung zu bestehen: Ein Obdachloser hatte ihn gar nicht bemerkt, als er an dessen Lager vorüber ging, und darüber dachte Krudenreich nun nach.

Vielmehr: Krudenreich dachte über das Obdach, das -los und die Ignoranz desjenigen, der diesen Titel trug, nach. Sein Schritt verlangsamte sich, ohne dass er selbst diese Taktänderung bemerkte, kurz blieb er sogar stehen. Das allerdings fiel ihm auf, und er setzte den Weg umstandslos („umstandslos“?) fort. Bald darauf hatte er nicht nur die Gedanken vergessen, sondern auch die Tatsache, dass er sich überhaupt etwas gedacht hatte, als er auf dem Weg ins Spumante war.

Der Engländer kam als Erster an. Etwas verloren stand er zwischen den Tischen – er wusste nicht einmal den Namen, auf den (wenn überhaupt!) ein Tisch reserviert worden war, weil er sich diesen Namen nie merken konnte, so peinlich das auch war für einen, den man gern als erfolgreichen Geschäftsmann titulierte (in der Verwandtschaft, in der Bekanntschaft, manchmal sogar in der Zeitung). So ähnlich wie Amish, dachte der Engländer und verhedderte sich in ein Selbstgespräch über Religionen. Absurd! rief er im Kopf aus. Oder doch laut? Der Kellner jedenfalls stand plötzlich vor ihm, fragte: „Für eine Person?“ („Person“?) Und da trat auch schon Werner von Bohn durch die Tür.

Sie nickten sich ernst zu, gaben sich die Hand. Der Kellner versuchte nun immerhin ein Lächeln, obwohl ihm ganz und gar nicht da nach war. „Ganz und gar nicht“, dachte er. Erst vor 12 Minuten hatte er den letzten Bissen von seiner Pizza hastig herunter geschluckt – der Chef mochte es nicht, wenn während der Arbeit (vor den Kunden!) gegessen (gekau!) wurde –, nun fühlte er den viel zu vielen Käse (Mario!) langsam und qualvoll gegen die Wände seines Magens drängen.

///Bereits zum dritten Mal fährt heute ein Hochgeschwindigkeitszug am Bahnhof ein. An und für sich ist dies nicht ungewöhnlich, ist ja ein Bahnhof dazu da, dass Züge halt machen. Doch der kleine Gebirgsbahnhof wird schon lange nicht mehr als Rast für diese Art von Zügen verwendet. Im Grunde halten nur mehr Regionalzüge mit einigen Einheimischen, aber vor allem mit vielen Touristen an Bord. Sie halten weniger aus Notwendigkeit, sondern vielmehr aus sentimentalen Gründen. Trotzdem ist dem alten Bahnhofsvorsteher diese Art der Passagiere viel lieber.

Die meisten Menschen aus den Hochgeschwindigkeitszügen sind Geschäftsleute, die kaum Zeit finden, am kleinen Bahncafè einzukehren und einen guten Kaffee zu trinken. Mit Anzug und Krawatte, und meist mit Aktenkoffer, eilen sie von einem Termin zum nächsten. Ihr Leben besteht aus Geld, Zeitdruck und schönen Markenanzügen. Nicht so die Passagiere der kleineren Regionalzüge. Diese kommen meist aus ländlichen Gegenden, genießen die Zeit und die Fahrt mit der antiken Lokomotive. Auch macht es ihnen viel weniger aus, wenn der Zug mal eine Stunde Verspätung hat. Dann gehen sie in das kleine Cafè am Bahngleisrand und beobachten die vorbeieilenden Anzugmenschen. Auch finden sie immer Zeit für einen kleinen Plausch mit dem alten Bahnhofsvorsteher. Dieser gehört schon beinahe zur Institution des kleinen Bahnhofs.

Früher war der Bahnhof ein viel besuchter Ort, wo sich die wichtigen Menschen aus den umliegenden Gemeinden getroffen haben. Schon damals war der Bahnhofsvorsteher hier. Er sorgte für ein reibungsloses Ablaufen der Fahrpläne. Eigentlich war er für alles zuständig. Ob sich ein Kind eine Schramme zuzog oder eine Frau ihre Handtasche verlor, er stand ei-

nem stets mit Rat und Tat zur Seite. In seinem kleinen Aussichtsbüro genoss er den Blick auf die Berge, denn der Bahnhof liegt mitten im Gebirge. Damals fühlte sich der Bahnhofsvorsteher wie der Herr der Welt. Doch diese Zeiten sind längst vorbei. Mit der Einführung der Hochgeschwindigkeitszüge fanden die Leute immer weniger Zeit, Rast am kleinen Bahnhof einzulegen. Sie hatten nun die Möglichkeit, schnell von einem Ort zum nächsten zu gelangen. Je schneller sie wurden, desto weniger Zeit hatten sie. Das einzige, das dem Bahnhofsvorsteher bleibt, ist, die vorbeiziehenden Wolken zu beobachten. Immer noch sitzt er in seinem kleinen Büro, doch mittlerweile kommt niemand mehr zu ihm hin und fragt ihn um Hilfe. Er wird kaum noch gebraucht, viel schlimmer, er wird kaum noch gesehen. Er genießt zwar immer noch den Blick auf die Berge, doch die schnellen Züge sieht er kaum noch. Sehr oft überkommt ihn das Gefühl der Einsamkeit und der Nutzlosigkeit. Nur jene Passagiere der Regionalzüge finden manchmal noch Zeit, dem alten Bahnhofsvorsteher zuzunicken.

Doch heute ist alles anders. Schon am Vorabend erhielt er einen Funkspruch. Ihm wurde mitgeteilt, dass ein moderner Schweizer Zug am nächsten Tag bei ihm Halt machen würde. Als er schließlich nachfragen wollte, warum denn ein Hochgeschwindigkeitszug, und ausgerechnet ein Schweizer, nach so vielen Jahren wieder stehen bleiben würde, brach die Verbindung ab.

///Im Theater sind Mäntel keine Winterjacken. Sie spreizt die Finger auf dem Tresen. Entweder flache Hand oder Ballen oder eben so. Nur nicht mit den Fingerspitzen trippeln. Nicht auf Jacken warten. Jetzt ist noch keine da. Jetzt ist noch niemand da. „Frau Rüsing, um 21 Uhr mach ich dann Pause. Du danach?“, sagt Herr Peters. Heute beim Kaffee hat sie sich noch bei Resi über ihn beschwert, das wäre ja kein Benehmen mehr. Eine Mischung aus Duzen und Siezen. Das hätte es nie gegeben. Das hätte sie sich nie getraut im Büro. Das kenne sie auch nicht von früher, aus der Werkstatt. Was soll das überhaupt. Sie möchte etwas dagegen sagen, sagt aber nur „ja“, dann nichts mehr. Sie setzt sich auf den Hocker. Stehen muss sie gleich noch genug. Sie schaut auf den Boden.

34er Fußabdrücke im staubigen Hof. Da hörte man keine Fußtritte, da sah man sie nur. Von dort mussten die Mäntel und Hosen ganz weit hochgetragen werden, wenn sie frisch aus der Werkstatt kamen, um in die Anprobe gebracht zu werden. Heinz streckte seinen Arm weit hinauf, damit der helle Staub nicht den Saum erreichen konnte. Er trug in seiner Hand einen Mantel. Stehkragen. Leistentaschen. Sie lief ihm auf dem Hof hinterher. Sie konnte den Arm auch hochstrecken, aber ihre Hand war leer. Die Abstände zwischen ihren Schritten waren mal lang, mal ganz kurz. Sie wich nicht nur dem Staub aus. Sie wich den Riesenameisen aus. „Ameisenköniginnen sind das“, erklärte ihr Heinz im Großbruderton, als sein Arm wieder unten und die Hand leer war. „Die Königinnen sind auf Hochzeitsflug.“ Sie stemmte die Arme in die Hüften. Heinz hörte sie schon gar nicht mehr. Sie sagte: „Die fliegen ja gar nicht. Die tanzen auf dem Staub.“

Bald beißen sie sich die Flügel ab, das erklärte Heinz ihr aber nicht. Das erfuhr sie erst später. Sie sah ihn auf dem Tisch sitzen. In der Mitte der langen Mauer waren drei Fenster. Sie schaute immer durch das mittlere. Auf dieser Höhe saß er. Durch die Fenster fiel das Licht auf Hände und Stoffe. Da malte die Sonne sein angewinkeltes Knie gelb. Er durfte da sitzen. Sie nicht. Sie schaute. Sie hörte, wie Vater ihn ermahnte. „Nicht umgraben mit der Nadel. Bis doch nicht aufm Bau.“

Sie hat im Theater ordentlich zu tun. Sie will das so. Am Nachmittag ist Resi auf einen Kaffee vorbeigekommen. „Weißt du, ich will noch gebraucht werden und nützlich sein“, hat sie zu Resi gesagt. Resi hat ihr zugestimmt und noch einen Schluck Kaffee genommen. Wieder auf die Untertasse gekleckert. Wie früher im Café Siebeck, in dem es zum Kaffee Grillaschorte gab. Mit dem Finger hat sie die Kaffeeklecksuren weggestrichen, den Kopf dezent gedreht und sich noch dezenter über den Finger geleckt. Dann ist sie gegangen. Die Kuchenplatte nehme sie morgen mit heim, hat sie gesagt. Die sei ihr nun zu schwer. Ihr Handgelenk. Ihre müden Beine. Sie verstehe das schon.

///„JETZT ist es finster, jetzt ist es gut“, dachte Karl, als er endlich vor der Wohnungstür stand.

Vor Aufregung war ihm leicht schwindelig, so dass er sich mit der linken Hand am Türknauf festhalten musste. Ein leichtes Zittern zuckte in seinen Kniekehlen, und sein Herz schlug bis in den Hals hinein. Er hielt die Luft an, um zu lauschen, lauschen, ob sich im Haus etwas rührte, ob man ihn gehört hatte. Wenn oben eine Tür ging, hätte er jetzt noch wegrennen können, ohne gesehen zu werden. Er hörte nichts, nur seinen schweren, fast keuchenden Atem, den er nur kurz in seinen Lungen halten konnte und der im ganzen Treppenhaus widerzuhallen schien. Seine rechte etwas zittrige Hand hielt noch immer den Hausschlüssel mit dem er kurz zuvor die Haustür aufgesperrt hatte. Es ging so leicht, der Schlüssel glitt förmlich von selbst ins Schloss, eine kleine Drehung, fast lautlos, und er war drin, weg von der Straße.

Am helllichten Tag hatte er sich nicht einmal getraut, die Straßenseite zu wechseln und vor das Haus hinzutreten, geschweige denn die Tür aufzusperren. Stattdessen war er wie angewurzelt stehen geblieben und hatte die Faust in seiner Hosentasche nur noch mehr zusammengedrückt. Ein Penner, der seit sieben Jahren auf der Straße lebte, konnte nicht einfach mir nichts dir nichts zu einem Haus gehen und die Haustür aufsperrn, ganz egal, ob er den Schlüssel in der Faust hielt. Er konnte es nicht. Man hätte ihn gesehen, bei Tag. Ihn und seine fettigen grauschwarzen Haare.

Sein Gesicht. Seine Narbe, die darin immer etwas heller war als der staubige Rest. Sogar unter dem Bart schimmerte sie durch. Als hätte man einen Winkel an seinen linken Nasenflügel angelegt und mit Kreide zwei Linien gezogen. Eine senkrecht bis zur Lippe, die andere nur das erste Stück kerzengerade, bis sie, dem Jochbein folgend, eine schöne Kurve nach oben zum Auge hin beschrieb. Sein bärtiges Narbengesicht, man hätte es gesehen, mit all dem Schmutz in den Falten, und sich gefragt, was so einer an der Haustür da zu schaffen hatte. Er hätte sich abwenden, sich krümmen können, einen Buckel machen, sodass man sein Gesicht nicht hätte sehen können. Und dennoch hätte man gewusst, dass so einer da an der Haustür nichts zu schaffen hatte. Seine rot-risigen Hände, seine gelbbraunen Finger und der Dreck unter und rund um seine Nägel hätten ihn verraten. Seine Hände zu verstecken wäre sinnlos gewesen. Die hätte er gebraucht, um den Schlüssel zu halten. Bei dem Gedanken daran hatte Karl unwillkürlich die Schultern nach vorne gezogen, sodass seine linke Hand, in die er all seine Plastiktüten gezwängt hatte, etwas weiter hoch in den schon ganz steifen Ärmel seines Parkas rutschte.

Er war zu Fuß durch die halbe Stadt gelaufen, hatte nicht riskieren wollen, mit der Tram zu fahren. Es war Monatsanfang; verstärkte Kontrollen, sogar in der Tram. Er hatte zwar auch noch fast die ganze Sozialhilfe, aber für eine Karte war es ihm dann doch zu schade. Lieber die Füße wund laufen. Bald würde er sie ja hochlegen können.

///Verwanter Wände Spinnweben  
treten aus seinem Auge;  
spinnendes Auge, als würden Augen  
Netze spinnen changieren  
Vorstellungen und  
wahnhafte Ideen  
Der Garn reißt und das Kokon  
seines blinden, prismenhaften  
Auges verletzt sich an  
Glassplittern längst vergangener Zeiten.

Ein abermals sehendes, also letztlich einsichtiges Auge, Tinte blutend, ewig getäuscht durch die lügnischen Gestalten von Menschen, die im Immergleichen verhaftet und damit scheinbar ewiglich, noch bevor sie geboren worden, verloren sind, ausgeliefert an jenes Netz, das sich spinnwebenartig über Landstriche hinweg ausbreitet; – er wollte vom klaren Wasser der Wahrheit trinken, sein Gesicht kühlen im ungetrübten Wasser seiner Erfahrungen und doch – wie so oft – fühlte er sich getäuscht und betrogen; maskenhafte und oft kriminelle Insinuationen, gegen die es sich zur Wehr zu setzen galt; doch je mehr man sich gegen den Sog, der von den korrupten Verhältnissen ausgeht, zu verteidigen sucht, wächst die Gefahr, in eben jenem Chaos zu versinken, das die anarchische Gesellschaft ergriffen hat.

Seine Räume teilen sich in spinnwebenartig voneinander abgehobene Fragmente, die er immerzu verlässt, ohne sie je betreten zu haben. Stets setzt er seinen Fuß auf die Schwelle, währenddessen traumartige Bilder an ihm vorüberziehen; ja, seine Räume sind selbst spinnwebenartige, traumartige Fenster, die ihn aus einer Welt hinausführen, in der er doch nie lebte. Seine Augen scheinen sich zu verwandeln in Greifwerkzeuge, wie man sie von Insekten kennt, und mithilfe ihrer handhabt er

jene virtuellen Räume, jene fragmentarischen Nicht-Orte, scheint er sich eine Welt gefügig zu machen, die zu einem großen Ersatzuniversum geworden zu sein scheint, einem playground, der wie bloß als Simulation erschaffen worden wäre, nur um das Schlimmste zu verhindern: dass die reale Welt, die wirkliche Welt vor seinen Fenstern, kollabieren, in sich zusammenbrechen, ja, implodieren würde. Aber die Implosion war längst vorgedrungen in diesen playground. Spalten in seinem Bewusstsein, Furchen in seinem Gehirn, scheinen sich dann vehement zu öffnen, bestrahlt von einem schwarzen Loch, das im Zentrum seines Schädels wohnt. Und die tausend Plateaus, die hundert Berge mit ihren bewanderbaren Flächen, die Millionen Wohnungen mit ihren bewohnbaren Betonplatten, all diese scheinbar freien Flächen scheinen sich in gefährliche, monströse Orte zu verwandeln, an denen das Leben sich der Gefahr der Auslöschung ausgesetzt sieht. Angst vor Katzenpisse: – die alltägliche Pathologisierung des je schon Normalen und die unnachahmliche Betonung auf den eigenen Abscheu vor allem Tierischen. Dort, wo sich dieser schwarze Krater in seinem Schädel auf tut, hat – so vermutete er – vielleicht vor langer Zeit eine kleine Sonne gewohnt, die dann – ermüdet von den Zeichen der Zeit – gerade so erlosch, wie stets noch seine Erinnerungen, die wie ferne Nebel um weiträumige Gebirge schweifen, sich in Luft auflösten. Weit davon entfernt, seine Utopien (das sind jene Nicht-Orte) in eine Gewissheit aufheben zu können, in der er sagen könnte, was sie sind, lebt er stets bloß in einer Ahnung vor jenen Räumen, treten jene Spinnweben aus seinen Augen und bleiben haften an den von Zigarettenrauch vergilbten Wänden von Zimmern, die nie die seinen waren.

///Licht kam und überflutete alles. Was von der Geschichte blieb, war nur ihr Name, ihre eigene Fiktion. Was die Worte nicht waren, aber was sie sein sollten. Die Realität war eine glatte Fläche. Ohne Schnittstellen. Zu perfekt. Wie ein Loch, ein endliches, ein verbrauchtes. Keiner sah über die Ränder hinaus, denn keiner wusste von ihnen. Das alles war ein Geheimnis. Tief eingelegt in das menschliche Hirn. Aber der Körper, er liebte Fehler. Er sprang über Abgründe und schenkte sich ein Bewusstsein. Dieses Ich war transparent. So transparent wie es ein toter Gott gewesen war. Dieses Ich war ein Traum. Es war du. Es war ich. Zusammen war es fast schon schön. Die Namen, die wir tragen sind nur Haut, von der wir uns trennen müssen. Wie existiere ich ohne dich? Wie atme ich allein? Dieser Traum, weißt du noch – wo verlor sich das Ende unseres Schicksals?

Es liegt Schnee auf den Gleisen. Der Tag nähert sich seinem Ende. Die Dunkelheit leuchtet in der Nacht. Ein Buch wird geschrieben. Der Schriftsteller fängt an, mit einem Wort und mit dem nächsten. Er schreibt in Zügen, weil er sich dort nicht bewegen muss. Er sitzt da, schaut in die Leere und schreibt was er nicht schreiben kann. Sein Herz ist besessen, aber er wehrt sich nicht. Er hat keine Angst mehr. Das ist alles vorbei. Es ist merkwürdig still hier, zwischen all dem Lärm, zwischen all den Menschen. Aber er hat keine Wahl, er hat sich entschieden. Dieses Buch kennt kein Zurück mehr. Dieser Weg wird sein Tod sein. Es ist ihm egal. Er will nur schreiben. Nur noch schreiben.

*Wie hat alles angefangen. Das ist schwer zu sagen.  
Wo hat es angefangen. Das ist eine Erinnerung.  
Das ist eine Tatsache und ein Verlust. Orte sind*

*wie Menschen, sie bleiben in Erinnerung. Wenn du einen Ort beschreibst, beschreibst du einen Menschen. Wenn du einen Menschen beschreibst, dann beschreibst du dich selbst.*

Wir liebten die gleichen Dinge. Das Schweißen, den Regen und die vielen unsichtbaren Geräusche, die man nicht sehen konnte. Alles hatte einen Laut. Alles war ein Laut. Auch die Zeit. Wir beide waren gute Zuhörer. Es war ein Glück, aber auch ein Fluch, als wir zusammen waren. Zu sehr und zu lange betrachteten wir das Wortlose. Dann lebten wir im Schweißen, manchmal stundenlang, manchmal auch tagelang. Jeder wartete auf das Wort des Anderen. Es musste nicht einmal vollständig sein. Eine einzelne Silbe hätte gereicht. Ein Satz wäre schon zu viel gewesen. Wir warteten lange und die Jahre vergingen. Wir warteten auf etwas, was nicht passieren konnte, was wir uns nicht geben konnten. Etwas was Erlösung war, vielleicht sogar Liebe.

*Aus Angst bleibst du. Aus Angst gehst du. Zwei Möglichkeiten. Ein Herz.*

Manchmal lagen wir einfach nur da. Wir bewegten uns nicht. Wir atmeten wie Steine es tun. Wir kannten keine Berührung mehr. An was kann ich mich erinnern? Was hast du in deinem Herzen behalten? Haben wir jemals das gleiche gesehen. Es beide gleich wahrgenommen. Wo lag der Unterschied? Und wo lag er nicht, wo hat es ihn nie gegeben ...



///Der Knoten im Faden, der Fehler, eine Versuchung, ein neuer Versuch

Sie hatte mich nicht darum gebeten. Ich hatte sie nicht danach gefragt. Und dann war es zu spät. So wird das Ganze eher eine fantastische Geschichte, warum auch nicht, schließlich hat jeder seine eigene Wahrheit, und wer wollte nicht über lückenhafte Fakten hinaus etwas von den Heimlichkeiten, Enttäuschungen und Wünschen der Hauptfigur erfahren, die zumindest den Eindruck erwecken: so könnte es gewesen sein?

Gewiss, es lebten noch Zeugen, die sie gekannt hatten, doch ihre Geschwister waren alle vor ihr gestorben. Eine entfernte Verwandte würde das Leben der Künstlerin vermutlich anders darstellen. Ihr wichtigster Sammler wäre möglicherweise mit keinem meiner Sätze einverstanden. Ihn mochte ich mir nicht als ständige Kontrollinstanz vorstellen, ebenso wenig die Galeristin, weil beide ihren Spezialistenblick hatten, während aus *meinen* Erinnerungen zuerst Buchstaben und irgendwann Ameisen auftauchen würden, um mir weitere Einzelheiten zuzutragen, so hoffte ich. Außerdem wussten beide nichts von meinem Schatz, den hundert Briefen und Karten, die mir die Bildhauerin in den dreizehn Jahren unserer Bekanntschaft geschickt hatte.

Keine Bedenken hätte ich gehabt, ihre Freundin zu befragen, die im Alter zu ihr in die kleine Einliegerwohnung des Ateliers am Inn gezogen war, um sie zu betreuen. Sie hatten sich in den fünfziger Jahren in Berlin kennen gelernt und waren mit anderen Künstlerfreunden zunächst nach München gegangen, in der Mitte ihres Lebens. Nach dem Tod der Bildhauerin ver-

kaufte sie das Atelier und kehrte zurück in die Stadt, in ein Altenheim. Dort besuchte ich sie so lange, bis ihre Auskünfte über die gemeinsame Zeit mit der Freundin versiegt. Damit begann meine Unsicherheit. Weil die Bildhauerin in den Briefen an mich und in Abhandlungen über die Kunst präzise Positionen vertreten hatte, die ich nicht übergehen wollte, musste ich ihr ein umfassendes Widerspruchsrecht einräumen. Durfte ich also Hebe, Lou, Woty und Eede nicht *ihre Freundinnen* nennen?

*LL: mir geht es jetzt nach, dass ich die Worte: „und ihre Freundinnen“ – bezugnehmend auf mein Fortgehen von Berlin – doch nicht nötig fand – glauben Sie nicht auch man kann sie streichen? – es gibt gleich Anlass zu Spekulationen –*

Vielleicht war es vermessen, ihr Leben aufzuschreiben ohne sie fragen zu können, ohne die letzten Zeugen befragen zu wollen. Hätte ich wenigstens ihre Freundin verhört, solange sie sich noch erinnern konnte, sie wusste mehr über Lidy von Lüttwitz, als ich jemals zusammenbringen konnte. Jetzt musste ich die Lücken auffüllen mit dem, was die Familienfotos, ihre Briefe und Aufzeichnungen verrieten. Auch ihre Skulpturen wollte ich untersuchen, die meisten hatten sich von mir ablichten lassen, und einige wenige mahnten täglich: jetzt schreib! Doch wussten sie wirklich etwas über das Leben der Bildhauerin mit all ihren Talenten, Verboten, Erfolgen, Affären, Kritiken, Beharrlichkeiten, und würden sie es mir mitteilen?

///Susanne saß auf einer Bank im Park. Es war ein schöner Abend im Spätsommer, die Sonnenstrahlen fielen schräg auf die Bäume, die einen kleinen Teich in der Mitte des Parks umstanden. Susanne sah, wie die Blätter der Bäume sanft vom Wind bewegt wurden. Auf den sich wiegenden Blättern changierte das Licht hin und her wie von flackerndem Strom durchpulst. Susanne brach kleine Stücke von einem großen türkischen Fladenbrot, das sie auf dem Nachhauseweg gekauft hatte, und aß langsam und müde ein Stückchen nach dem anderen. Als sie satt war, war noch ein großer Teil des Fladens in der Tüte. Eine Zeitlang starrte Susanne unbestimmt in den blauen Himmel, dann auf die Blätter und dann aufs Wasser des Teichs, auf dem Enten geschäftig hin- und her schwammen. Gedankenlos begann Susanne damit, den Brotfladen zu zerpfücken und die kleinen Bröckchen den Enten zuzuwerfen, obwohl sie das Hinweisschild gelesen hatte, auf dem davor gewarnt wurde, die Tiere zu füttern. Sie stellte ihren träumerisch schweifenden Blick auf das Entenvolk scharf. Die Enten schwammen näher, bald schon stiegen sie nacheinander tolpat-schig aus dem Wasser und kamen plump den Weg entlang gewatschelt. Wenn Susanne ein neues Brotstückchen in Richtung der Enten warf, rannten die Enten wie magnetisch angezogen unter raschem Flügelschlagen auf die Krümel zu. Immer war nur eine schnell genug, das Brotstückchen zu schnappen. Susanne begann sofort, Spaß an ihrem so absichtslos begonnenen Spielchen mit den Tieren zu finden. Sie versuchte die Unterschiede zwischen den einzelnen Enten festzustellen. Da war eine besonders hoch gewachsene, die sich von den anderen dadurch abhob, dass sie sich so majestätisch bewegte. Eine andere war klein und sah zerzaust aus. Eine dritte war immer zu

langsam. Susanne begann ihr Brot systematisch den Enten vorzuwerfen. „Jetzt soll die Zerzauste ein Stück bekommen“, dachte sie und warf das Brot in Richtung der Ente. „Und dann die Majestätische“. „Jetzt die Langsame“. Die Enten stoben den weit auseinander geworfenen Brotstückchen vor Susannes Füßen hinterher, immer alle auf einmal wie ans Licht fliegende Motten. Sie konnten nicht begreifen, dass sie möglicherweise alle etwas von Susannes Brot abbekommen würden. „So muss man sich fühlen, wenn man Macht hat“, überlegte Susanne. „Und so muss Ed sich tagtäglich im Büro fühlen“, schoss es ihr in den Kopf. Ed, der seine Macht genoss, seine Macht über den Stab seiner Angestellten. Der sich sicher jedes Mal ganz genau überlegte, wem er den nächsten Brocken zuwarf. Die Enten, die von Susanne weiter gefüttert wurden, begannen sich gegenseitig ins Gefieder zu zwicken. Es sah alles andere als sanft aus. Die kleine zerrupft Aussehende quiekte hell auf, als sie von der großen majestätischen am Flügel gepackt wurde. „Und auch das ist wie bei Ed im Büro“, dachte Susanne, „einer kriegt was vorgeworfen, was der andere auch haben will, und sofort wird drauflos gebissen.“ Sie begann, den Enten Namen zu geben. Die majestätische nannte sie Martin, die zerrupfte Ramona, eine mit wackelndem Gang war Paul, eine vierte, gut proportionierte Charlotte. Roland. Kuno. Olga. Ella. Hilde. Dietmar nannte sie eine besonders dreiste und bissige Ente, auf ein paar besonders lahme Enten im Hintergrund verteilte sie die Namen von Harry, Günther, Karin und Kerstin, bis alle Enten die Namen ihrer Arbeitskolleginnen und Arbeitskollegen in Eds Architekturbüro trugen.

///Es war an einen Nachmittag des für seine Wetterwendigkeit sprichwörtlich bekannten Monats April anno Zwotausendundsieben der gemeinen, auch mir als Jeremias Grueggensbergs außerirdischer Ghostwriter durchaus geläufigen Zeitrechnung gewesen, als die Wirtin Sophie Sommer aus dem Hintereingang ihrer Gaststätte trat und zielstrebig den aufgelaassenen Ziehbrunnen ansteuerte, der auf halber Höhe ihres weitläufigen, sich bis zum Staatswald hinauf erstreckenden Anwesens lag. Im Obstgarten zur schönen Waldesruh waren bereits die ersten Blüten aus den Knospen der Apfel-, Birnen- und Zwetschgenbäume gesprungen. Und das Zwitschern, das Tschilpen und Trillilieren der Finken, der Meisen und Sperlinge, das durch das Blattwerk drang, es glich einem fröhlichen Frühlingskonzert. Doch die Wirtin hatte für derlei Naturidyllen jetzt weder Augen noch Ohren. Sie trug ein schwarzes, auf Taille geschnittenes, knielanges Kleid, darüber eine weiße Küchenschürze, und die flinken, leicht überhasteten Schritte, die sie setzte, machten deutlich, dass sie es eilig hatte, verdammt eilig sogar. In einer Stunde würden sie anrauschen, die ersten Gäste zum Leichenschmaus für Jule, für Jule August. Aber solange wollte die Wirtin nicht mehr warten, nein, nie und nimmer mochte sie solange noch warten, nein, bis dahin wollte sie längst tot sein. Endlich angekommen am Brunnen, griff sie zu jener rostigen Kette hoch, an deren losen Ende ein hölzerner Schöpfbottich festgemacht war. In der Absicht, sich daran hochzuziehen, umklammerte die Wirtin das Metall mit ihren beiden Händen, ließ es aber ob der Schachtiefe, die sich vor ihren Augen auftat, sogleich wieder fahren.

Ein Schwindel hatte sie erfasst. Es war ein starker Schwindel. Es war ein sogartiger Schwindel. Auch schwirrten ihr jetzt Gedanken durch den Kopf, wirre Gedanken, flüchtige Gedanken an ihren, vor mehr als sieben Jahren hier an dieser Stelle verblichenen Ehemann und daran, dass sie in der neunten Woche schwanger war. „Was soll’s, bin eh schon reichlich spät dran“, sprach sie sich Mut zu, umfasste die Kette erneut, machte sich noch ein wenig länger, zerrte und zog, hob das linke Knie an, setzte ihren Stöckelschuh am porösen Mauerwerk der Brunneneinfassung ab, winkelte ihr anderes Bein an, um sich so den nötigen Schwung zu verleihen, wippte ein erstes Mal auf und nieder, wippte ein zweites Mal, bis sie mit dem dritten Mal unwillkürlich zusammenzuckte. Eine Hand hatte sich auf ihren bloßen Nacken gelegt. Sophie Sommers Finger entglitten dem kalten Eisen. Schnell fand sie wieder Bodenhaftung, schneller noch drehte sie sich um ihre Achse und sah mit geweiteten Augen in ein Gesicht. Es war ein ledergegerbtes Gesicht. Es war ein Gesicht, von Stoppeln übersät. Es war das Gesicht des Totengräbers hier am Ort.

///Mia wohnte im zehnten Stock. Grauer Klotz, Plattenbau. Ohne Balkon, ohne Garten, ohne das kleinste bisschen Grün. Trotzdem war sie glücklich. Sie hatte einen Fernseher. Der war ihr Freund, ihr Leben, ihre Familie. Er lief den ganzen Tag. Selbst während sie in der Arbeit war. Sie wollte von ihm begrüßt werden, wenn sie heim kam. Gerade schaute sie sich eine Talkshow an, bei der sich eine dickliche Frau in lavendelfarbenen Kleid mit schriller Stimme über ihren Freund echauffierte. Mia flitzte in ihr Zimmer: An allen Wänden standen Schränke, randvoll mit den verschiedensten Kleidern und Kostümen. In der Mitte des Raums stand das Bett. Die junge Frau öffnete den Schrank gleich links neben der Tür, riss die Klamotten raus und warf sie achtlos auf den Boden. Endlich hatte sie gefunden, was sie gesucht hatte: ein lavendelfarbenes Kleid – ähnlich dem, das die Frau trug, um die es in der Talkshow gerade ging. Schnell schlüpfte Mia in das Kleid. Es war inzwischen eng geworden und der Reißverschluss ging nicht mehr ganz zu, aber das störte sie nicht. Um nicht allzu viel von ihrer Sendung zu verpassen, rannte sie schnell wieder zurück zum Fernseher. Am liebsten hätte sie ja einen Breitband-TV in jedem Zimmer, aber dafür musste sie noch viel arbeiten und viel sparen ... Sie setzte sich aufs Sofa. Ein Glück, die lavendelfarbene Frau war noch zu sehen. Gerade erzählte sie, dass ihr Freund ihr zum 18. Hochzeitstag dieses Kleid geschenkt hätte und danach zu einer anderen verschwunden wäre. Mia war froh. Solche Probleme hatte sie nicht.

Dennoch: Sie würde sich gerne mit dieser Frau, die, wie sie inzwischen wusste, Jeanette K. hieß, unterhalten, sie beruhigen und trösten. Mia schloss die Augen und konzentrierte sich ganz fest auf Jeanette. Dazu murmelte sie dreimal das Wort „Lavendel“. Auf einmal hörte sie die Stimme aus dem Fernseher ganz nah an ihrem Ohr. Sie öffnete schnell die Augen. Es hatte auch diesmal geklappt: Jeanette saß neben ihr auf dem Sofa und war gleichzeitig aber noch auf dem Bildschirm zu sehen. Mia sprach die Frau an, doch sie reagierte nicht. Ihre Augen waren starr auf die Talkmasterin im Fernsehen gerichtet, und als sie das Sprechen anfang, antwortete sie nur auf die Fernsehfragen. Mia versuchte es noch einmal, bot Jeanette sogar einen Kaffee an. Nichts. Die Frau wendete sich ihr nicht zu. Fieberhaft überlegte Mia, was sie falsch gemacht haben könnte. Sonst klappte es doch auch immer. Sie betrachtete sich Jeanette genau. Da erst sah sie, dass diese eine türkisfarbene Delfinbrosche an ihrer Brust stecken hatte, ganz klein und fast völlig unter dem Mikro versteckt. Panisch rannte Mia in ihr Schlafzimmer, fast sicher, dass sie keine derartige Brosche besaß. Trotzdem suchte sie, riss alle Kleider aus den Schränken, durchwühlte alle Schubladen, nichts. Wütend trampelte sie auf dem Kleiderberg herum, schmiss einige unbrauchbare Broschen an die Wand und schrie aus Leibeskräften. Erst, als der Mieter, der über ihr wohnte, heftig mit einem Besen gegen die Wand schlug, beruhigte sich Mia wieder. Etwas beschämt schlich sie ins Wohnzimmer zurück.

///Sie wagte nicht zu atmen, erst recht nicht, ihren Kopf freizulegen, denn so fühlte sie sich ungeschützt, ausgesetzt. Ausgesetzt einer fremden Macht. Sie musste sich verkriechen, zurückziehen in ihre Haut, in ihren Körper, in ihre Eingeweide, in die Höhle ihres eigenen Atems. Die Bettdecke über ihr bot zusätzlichen Schutz vor der aufdringlichen Luft. Der Luft, die auch ihre Mutter atmete, die andere atmeten und wieder ausatmeten. Sie wollte nicht deren ausgeatmeten Atem, diesen fälschen, von Gemeinheiten, Grausamkeiten, Verlogenheiten, Heucheleien durchsetzten Atem einatmen. Vor diesem Atem ekelte ihr. Und alle, alle raubten ihr die Luft, wollten ihr sogar den eigenen Atem rauben! Weil er rein war, unschuldig, so unschuldig wie der Atem eines Kindes, das noch von guten Rittern, Prinzen und Prinzessinnen träumt.

„Er gehört mir“, so dachte sie, „mir allein. Ich will ihn nicht teilen und ich will keinen fremden, vor allem nicht den von meiner Mutter. Mutter, was für ein Wort, was für ein fremdes abstraktes Wort!“ Verzweifelt lauschte sie in die Stille hinein. Vor dem kleinsten Geräusch, das in ihre Höhle dringen könnte, ängstigte sie sich.

Die Bettdecke wird sie abfedern, so dachte sie. Sie muss sich nur fest genug darin einwickeln, damit sie ihr nicht weggerissen wird, wenn die Mutter wieder zuschlägt, rasend vor Verzweiflung. Die Bettdecke wird sie abmildern, die Schläge, und auch ihr eigenes Wimmern nach draußen. Ihr Herz schlug wieder bis zum Hals bei dem Gedanken daran. Aber noch beklemmender war der Gedanke, dazuliegen ohne

Bettdecke, ausgeliefert zu sein dieser Luft, diesem fremden Atem, diesem Raum, diesem offenen Raum, hilflos ausgeliefert der Luft, die sich auf sie legte, um sie legte, Besitz von ihr ergriff. Diese Luft bedeutete für sie der fremde Atem der fremden Mutter, die Bewegung ihrer Arme, ihrer Hände, die durch die Luft auf sie niederprasselnden, erbarmungslos, verzweifelt ob des eigenen empfundenen Unglücks.

Ein stolpernder Seufzer löste sich aus ihrer Brust. Oh Gott, nur nicht atmen, der Atem verrät, dass man da ist, dass man am Leben ist. Sich unsichtbar machen, nicht vorhanden sein, das ist die Lösung, dachte Eleonore. „Ich will unsichtbar und unhörbar sein, dann bin ich nicht verletzbar!“ Ja, so dachte sie. Aber es wurde alles anders. Denn im Laufe der Zeit wurde sie hörbar und mit dem Hörbarwerden war sie nicht mehr unsichtbar, selbst wenn man sie nicht sah. Das kam daher, dass ihr Atem hörbar wurde von dem vielen Atemhalten. So kam sie allmählich in Not, in Atemnot, in quälende Atemnot, die ihren ganzen Körper ergriff. Er bäumte sich auf, wenn er nach Luft rang, nach der Luft, die sie doch partout nicht einatmen wollte.

Aber ersticken war tatsächlich noch schlimmer, als diese vermaledeite Luft einzuatmen. Bei jedem Atemzug gab ihr Atem sägende und raselnde Geräusche von sich, als müsse er sich durch ein Nadelöhr zwängen.

///Stationgroove

Blauer Chrom. Der Himmel. Von Osten röntgt der Stern die Welt, Staubpartikel dicken die Luft. Schwefel. Ammoniak. Die Loser hocken rum. Kindergeschrei von der Barackenkolonie. Wax krümmt sich aus dem Plastikstuhl, geht um die Ecke, pissen. Frauen kommen mit Kännern aus dem Ghetto. Sie schieben Tickets in den Slot, tanken Frischwasser.

„Lasste Melonen rüberwackeln!“, ruft Riff. Eine Dose scheppert. Tuk schlurft zum Automaten. Vier Schritte, Bier ziehen, vier Schritte, setzen.

„Wieso haste mir keins mitgebracht?“ Wax. „Küssn Arsch vom Schnorrer!“ Riff kichert spröde, Wax stiert auf den E-Zaun. Ein Knirps schlendert an den Zapfern entlang und im Schatten des Vordachs zu den Losern. „Seite bekackte Hurenärsche.“ Seine Fäuste beulen die Overalltaschen.

„Mehr Fresse als Raffé.“ Riff grinst. „Pack dich weg da!“ schreit Moge von den Zapfern und bückt sich. Der Kleine zeigt, wie schnell er das Messer zieht.

„Lahmarsch“, brummt Wax. Moge wirft einen Stein, der Junge rennt, Staubwolken an den Fersen. Wax erwischt eine Fliege. Er zündet sie an. „Wichstag“, mault Riff. „N da?“ Wax deutet mit dem Kinn die Straße rauf. Eine Dreckfontäne.

„Hält nicht.“ Wax kippelt: „Hält doch!“ Staub peitscht auf. Sie schützen die Augen. Ein Zweisitzer-Einleger. Der Druckbeutel zieht sich zusammen, die Fahrtür wippt hoch. Kurze Haare, lange Beine. Der Metalloverall klafft bis zum Nabel. Wax pfeift. Riff scharrt mit den Stiefeln. Grinsend wankt Moge auf die

Bonze zu, greift nach dem Altwasserzapfer. „Frisch“, sagt sie und öffnet den Tank. „Die Tickets, Lady.“

Der Slot schluckt die Karte. Moge stößt den Hahn ein. Trinkwasser fließt. Sie drückt die Sperrung, geht rüber zum Shop. Moge klappt den Schirm der GeeWee-Kappe hoch, vertieft sich in ihren Hintern. Als sie hinter der Plexitür verschwindet, steht Wax auf. Dann Riff. Sie trotten los. Quer durch die Strahlung, an Moge vorbei zum fensterlosen Betonflachbau. Im Schatten des Vordachs sammeln sich Glotzer. Kinder. Alte.

Tuk steckt einen Joint an. Eine Transpokolonie dröhnt durch den Himmel. Neben dem Eingang postieren sie sich. Wax links. Riff rechts. Der E-Zaun knistert.

„Absprung“, ruft ein Mädchen. Eine Klinge schnappt, Wax. Noch eine, Riff. Stimmengebrochenes. Hitze. Riff hebt die Hand. Die Tür schiebt sich auf.

Ihr Ellbogen bricht Wax ins Gesicht, Riff sticht vorbei, kriegt ihr Knie in die Eier, sie reißt Wax in die Klinge, Riffs Handgelenk kracht. Zweieinhalb Sekunden. Sie tritt zurück in den Shop. Kein Glotzer regt sich. Riff liegt verkrümmt, Wax röchelt, spuckt Blut. Sie kommt mit einem Karton raus. Jemand schreit: „Weiter!“ Am Fahrzeug stellt sie den Kasten ab. „Ich hab einen Job für dich.“

„Wie viel?“ Moge kratzt sich. Sie ignoriert ihn, schaut rüber zu Tuk. Hart und schön ihr Gesicht. „Was ist?“ Tuk schnippt den Stummel weg: „Lutsch mich.“

„Zweihundert!“ Er steht auf. Schlaksig. Und folgt ihr. „Fotzdreck“, zischt Moge, als der Zweisitzer startet.



/// „alles verständliche  
ist nur ein gleichnis.  
das unverfängliche  
hier wird's ereignis.  
das unbeschreibliche  
hier ist's vertan.  
das ewig-weichliche  
zieht uns hinan.“

professor marianus in seiner antrittsrede an die akademie der tausend verbotenen moves, berufen auf ewig, acht es kapitel

vorspiel

es war einmal ein baum... oh wenn ich an all die üblen bilder denke, all die versauten szenen, die sich gleich zu seinen füßen abspielen werden, beinahe schäme ich mich, wie ich diese worte schreibe. um die vergewaltigte bildlandschaft wenigstens auf ein mindestmaß zu begrenzen – und aus einer gewissen demut heraus, würde ich sagen – darfst du den rest dieser neugeschaffenen welt selbst und ganz nach deinem eigenen geschmack gestalten; entdecke dich selbst, wenn du verschämt sträucher und grasbüschel um die gleich folgenden obszönen handlungen herumdrapiert – werde innenarchitekt der eigenen seele! jedenfalls, um meine zurückhaltung und demut nochmals zu unterstreichen – erkläre ich hiermit: dass ich mich als spaßige anregung sehe, als nichts weiter... – ich vollführe hier lediglich einen gedanklichen lapdance für dich. und zu diesem zweck werde ich mich seelisch, so gut es eben geht, völlig zu deiner belustigung und aufgeilung entblättern – mich dabei aber mit größter strenge daran halten, dir nicht auf die nerven zu gehen, sondern ausschließlich spannende, vergnügliche und aufreizende dinge aller art zu präsentieren, was, wie jeder strip-

per weiß, gar nicht so leicht ist – denn leider interessierst du dich ja längst nicht so sehr wie ich mich für die abgründe und winkel meiner profanen seele brennend interessiere – sondern nur für die filestückchen meines nackten herzens. ich würde es nicht über selbiges bringen, dir irgendetwas anderes als mein bestes stück zu schenken, aufwendig verfeinert, gewürzt und in die polierte form gegossen, die du jetzt vor dir hast. dafür schäme ich mich nicht – ich kenne überhaupt keine scham, denn ich bin voller liebe, und meine liebe ist käuflich. welche liebe wäre das nicht? alles ist relativ – und deshalb ist auch alles käuflich, hat mein papa gesagt. ich stahl seine kreditkarte, seinen jaguar, drei holzkisten voller pflaumenschnaps aus dem keller, eine coole sonnenbrille und einen massagesessel zum nachdenken, den ich in stundenlanger arbeit auf das jaguardach knotete – dann fuhr ich mit 530 PS unendlich verstärkt los, um die geschichte vom feinsinnigen gentleman zu erfinden. die wahl des genres zu diesem zweck ist mir gar nicht leicht gefallen, genauer gesagt bin ich, gleich nachdem sich das problem in aller deutlichkeit gezeigt hatte, in apathische grübeleien verfallen, brot und wasser hab ich abgelehnt, wochenlang schwer in anstrengenden gedanklichen operationen befangen darnieder gelegen – doch schon bald zeichnete sich mir deutlich ab, dass nur ein barbarisch lüsterner schrei unsere engärschige generation aus diätgesichtern vor ihrer gottesbärmlichen langeweile erretten und ihre schreckliche angst lindern könne – nein, dachte ich mir dann, der schreie wurden schon zu viele geschrien; ein übermütiger – nein: ein gutmütiger hüftschwung, ein arsch-zu-arschkontakt von mann zu frau, das muss es sein!

/// Adam stand wie jeden morgen pünktlich am Bahnsteig und wartete auf den zug. Sein Blick schweifte über die nahen Berge, die undeutlich im neblig trüben morgenlicht vor ihm lagen. Es versprach ein schöner herbsttag zu werden. Die Blätter der Bäume würden gelb und rot in der schräg stehenden sonne leuchten und die kalte luft würde die umrisse der alpen besonders klar in den horizont zeichnen. Adam atmete tief ein. Dann senkte sich die bahnschranke mit einem metallischen schnarren, der zug rauschte heran und er stieg ein.

Er setzte sich wie immer auf seinem Stammplatz, in Fahrtrichtung rechts hinter der Tür. Zwei Sitzgruppen weiter mit dem blick zu ihm hatte eine junge frau platz genommen. Schwarzer mantel, roter Schal, braune, wellige haare. Sie las – wie jeden tag – in einem buch. Adam beobachtete sie aus den augenwinkeln.

Er stellte sich vor, wie es wohl wäre, mit der frau bei einem gepflegten Glas wein tiefgründige gespräche über themen zu führen, die ihn unablässig beschäftigten. Nicht das übliche Geplauder über musik, kino oder die neuesten bücher, das ihn bereits nach wenigen minuten zu langweilen begann. Nein, ihn interessierte die entstehung des universums, evolution, Daseinsberechtigung der menschen, zukunftsvisionen. Ernsthaft, wahrhaftige gespräche eben. Die junge frau schräg gegenüber würde anders sein als die anderen, da war sich Adam ganz sicher. Sie würde ihn nicht zu einer diesen „schönen“ wanderungen in die Berge überreden wollen, wo doch das wetter so traumhaft sei und die luft so klar. Keine dieser frauen, die ständig ihre fitness unter beweis stellen und den gestählten, von der sonne gebräunten körper selbstbewusststrotzend präsentieren mussten.

Bergwanderungen waren anstrengend. Sie raubten den atem und führten zu nichts, schließlich musste man nach dem erfolgreichen gipfelsturm wieder runter um anschließend an dem exakt gleichen punkt anzukommen, wo man stunden vorher losgelaufen war. Absolut sinnlos, fand Adam.

Er taxierte die junge frau ein letztes mal und beschloss, sie kurz vor verlassen des zuges anzusprechen. Dann wandte er sich seiner tageszeitung zu.

Christiane blätterte eine seite ihres buches um. Sie konnte sich nicht recht auf die lektüre konzentrieren, denn sowohl ihr blick als auch ihre gedanken wanderten immer wieder zu dem jungen mann schräg gegenüber. Er war vertieft in seine tageszeitung.

Christiane musterte ihn aus den augenwinkeln. Mittelblondes, etwas verwuscheltes haar, leicht gebräunte haut, volle lippen. Unter seinem graumelierten pullover schien ein trainierter, aber nicht übermuskulöser körper zu stecken. Sieht gut aus, dachte Christiane und wandte den blick richtung vorüberziehender Berge. Sie stellt sich vor, wie sie mit ihm irgendwo auf einer wiese lag und die letzten warmen sonnenstrahlen des jahres genoss. Die Bergtour zuvor war anstrengend, aber schön gewesen. Sie liebte es, ihrem körper die letzten energiereserven abzutrotzen und oben am gipfel schweißgebadet um atem zu ringen. Jetzt noch die phantastische fernsicht auf die leicht verschneiten alpen bewundern, ein wenig ausruhen um kraft zu sammeln bevor es wieder hinunter ging ins tal. Ein herrlicher gedanke.

///Dunkelheit lag über Schloss Eulenwart. Eine leichte spätsommerliche Brise strich über die nahen Felder und den viel zu hohen Rasen des königlichen Gartens. Zarte Klänge eines Windspiels vermischten sich mit den nächtlichen Geräuschen. Es hing an einem geöffneten Balkonfenster, dessen weißer Vorhang wie ein leises Gespenst geschmeidig um die Türrahmen strich, als könne es sich nicht entscheiden hinaus oder hinein zu schlüpfen.

Im Innern des Raums herrschte nächtliche Schwärze.

Als die Turmuhr zwölf Mal schlug, schwebte durch eine der Zimmerwände ein grünliches Licht. Beim genaueren Hinschauen konnte man eine stattliche alte Frau mit einer Haube auf dem Kopf erkennen, die sich nun auf ein Himmelbett zubewegte. Lächelnd blieb sie in der Luft über dem darin schlafenden Mädchen stehen. Wie gerne hätte sie das Kind ordentlich zugedeckt, und sie musste die Lippen zusammenpressen, um nicht zu seufzen. Nach einer Weile begannen ihre Mundwinkel zu zucken, Tränen kullerten über ihre bleichen Wangen, und nun entschlüpfte ihr doch ein Seufzer. „Warum musst Du immer weinen, wenn ich Geburtstag habe?

Die bleiche Gestalt schrak zusammen und erwiderte weinerlich: „Und warum musst Du mich immer so erschrecken? Ich ... ich dachte Du schläfst.“ Das blondgelockte Mädchen setzte sich im Bett auf: „Ist mein Geburtstag so ein schrecklicher Tag, dass Du immer weinen musst?“, fragte sie unbeirrt weiter. „Lina, vor Dir kann ich wohl gar nichts verheimlichen“, schneuzte die Alte in ihre Schürze. „Ich dachte all die Jahre, Du würdest das gar nicht bemerken.“ Lina schüttelte den Kopf, dass die Locken umher flogen. „Also Anni, das sieht sogar ein Blinder!“

„Dann hätte ich mich ja nie so zusammenreißen brauchen!“, schluchzte Anni und wäre mit dem Kopf fast gegen den Pfosten des Himmelbettes gekracht, wäre sie nicht hindurch geglitten. Nun zuckten nicht nur ihre Mundwinkel, sondern auch ihre Schultern im Takt ihres Tränenschauers.

Vor der Zimmertüre waren schlurfende Schritte zu hören, und mit einem Fluchen wurde sie geöffnet. „Anni!“, poltere eine verärgerte Frauenstimme. „Warum kannst Du nicht im Schlosssaal herum heulen, wie jeder andere Geist? Wo’s niemand anderen stört?“

„Buuhhuuu!“ weinte Anni noch lauter als zuvor. Die Frau trat näher an Linas Bett heran. Es war Märtha, ihre Kinderfrau. „Lina? Hat sie Dich erschreckt?“, fragte sie laut über das Heulen hinweg. Bevor Lina antworten konnte, schnaubte Anni: „Erschreckt? Ich? SIE hat mich erschreckt!“

„Soso,“ schmunzelte Märtha. „Lina hat Dich erschreckt?!“ „Ja, genau!“ ereiferte sich Anni, die ihren Kummer ganz vergessen zu haben schien. „Und von wegen, ich soll woanders herumgeistern?! Hast Du gar keine Achtung vor Deinen Ahnen, Märtha? Ich bin schließlich Deine Ururgroßmutter und ich habe ein Recht, Lina zu ihrem Geburtstag einen Besuch abzustatten!“

„Aber nicht mit Geheule mitten in der Nacht!“, schimpfte Märtha zu ihrer Ahnin gewandt an die Zimmerdecke. Anni schwebte daraufhin schmollend durch eine der Zimmerwände davon.

Märtha rückte Linas Bettdecke zurecht, sagte „Schlaf jetzt weiter! Morgen ist ein ereignisreicher Tag!“ und schlurfte zum Zimmer hinaus.

///I.

Im Anfang stand vermutlich der brennende Baum: die leuchtenden, einander durchschleiernden Geometrien des Feuers, in die er sich nach und nach verwandelte.

Prometheus hatte Zeus’ Blitze immer gehasst. Er kannte sie als Vergeltungsfanal und verachtete sie mit unparteiischem Desinteresse. Wohl deshalb erfüllte ihn der Anblick des brennenden Baums unvorhergesehen mit so entwaffnetem Staunen: vor allem über den aus seinem Zwerchfell herauschießenden Neid. Er hielt seinen Blick in das sich schwärzende Innere des Baums gewurzelt (dessen Schmerz anprobierend wie ein Kleid), bis der Stumpf mit ächzendem Krachen auseinanderbrach.

Das Weitere war ernüchternd einfach. Er war darauf gefasst gewesen, einen ihn vielleicht überfordernden Magnetismus aufbieten zu müssen. Aber ein Sich-Aussetzen auf dem Gipfelkamm des Elbrus hatte genügt. (Der Göttervater ist zu eitel.) Mit berechenbarster Eilfertigkeit nahm ihn die splitternde Blitzforke zwischen ihre Spitzen, hob ihn von den Füßen, zärtlich eingefesselt in sirrende Schwerelosigkeit, ließ ihn in tranceartiger Anmut seitwärts taumeln, in dem vibrierenden Spinnweb aus Weißglut den Halt verlieren, um ihn auf einem Felsplateau unter dem Gipfel auf die Knie zu geißeln. Man muss annehmen, dass er dabei etwas gefühlt hat. Die Dezenz verbietet, darüber zu spekulieren.

„Er hat es überlebt.“ Das ist nur eine pedantische Feststellung. Der Adler sieht zuviel, um Verwunderung zu empfinden.

„Er ist unsterblich.“ Zeus sucht, seiner nervösen Gallenblase Herr zu werden. „Ich – ich will ihn sprechen –“

Dass er den Titan nie auf den Olymp kommen ließ, ist bekannt.

„Irrwitziger! WAS WOLLTEST DU?!“

Prometheus kniet noch, ganz darauf konzentriert, die beizende Magma nicht wieder zu erbrechen. Dass der Göttervater plötzlich neben ihm auf dem Felsplateau steht, lässt ihn nur die Augen schließen. Sehr sehr leise kommt von steifen Lippen: „Geh’ weg!“

„DU – DU WOLLTEST DAS FEUER!!“ Geifertröpfchen sprühen hin zu dem Knienden, hängen kurz über ihm und verschwinden. Als der Titan sich daraufhin auf die Füße kämpft, mühsam und ruckartig, überragt er den Gott um Kopfgröße. Es ist Zeus unbehaglich, obwohl das fast noch kindliche Gesicht seines Gegenübers grau und kahl ist vor Erschöpfung.

„Du kannst es mir nicht mehr nehmen.“ Auch das ist nur eine Feststellung, aggressionslos.

„Aber Dich hindern, es zu gebrauchen –“ (Eine genüsslich sardonische Geste imitiert die rückwärts aufragende Felswand;) „ – so – ange-schmiedet – an den ...!“

Prometheus sieht Zeus schon nicht mehr an. Blicklos geweitet, nehmen seine Augen nur die neblige Ferne auf, erblinden willig an dem steingrauen Wolkenmassiv, mit dem Zeus seinen Himmel für solche Verhöre zu bedecken pflegt. Sehr langsam kommt:

„Ich war auf Eurer Seite – gegen die Meinen. Ich bin keine Gefahr für Euch – Götter.“

„Aber *die Menschen!*“ (Bekanntlich ist Zeus’ Stimme nie fürchtenswerter, als wenn sie sich überschlägt. Dann bricht sie hinunter in eine Tiefe jenseits der Hörbarkeit, rührt an die Membrane der Erdbeben und den verworrenen Groll der Wetter. Es ist seine liebste Tortur: sie macht ihn nostalgisch. Seinen Zorn so durch die Eingeweide Gaias wummern zu lassen – ach, ja! Wie viele seiner Gegner – und welchen Formats – hat er da schon schreien und sich unterwerfen sehen. Fast vergisst er darüber, was er sagen will.) „Ja, die Menschen! Für sie willst Du ... – sie willst Du lehren – ...!“

/// „Die meisten Menschen sind keine Heiligen.“  
Dieter Brug

*PROLOG. AUGUST. HEUTE.*

Stadt, die morgens im Nebel versinkt. Es regnet seit neun Tagen, die Isar ist längst über die Ufer getreten. Er weiß es, er war dort, nachts und tagsüber.

Kurze Zwischenzeit am Morgen, ein Sonnenaufgang. Alleine, zu zweit, mit mehreren. Nebel, Tau auf dem Gras oder Reif, wenn der Herbst kommt. Schnee im Winter und Aufbruchsstimmung im Frühling. Jahreszeiten und Gedanken. Leon weiß das, oft genug war er dort, auf einer Brücke wie jetzt und gestern; oder vorgestern, auf einer Bank im Englischen Garten, der jenseits des Mittleren Rings still lag und leer. Dessen Nordteil noch längst nicht völlig verwildert war, nur wilder, als die Südhälfte. Eine Zierde für alle und mitschuldig am Stolz der Stadt. Er weiß es, er war dort. Das ist es, was übrig bleibt – von der Nacht.

*GESTERN.* Am späten Nachmittag hatte er das schlammigbraune Wasser gesehen. Das Treibholz, das es mit sich führte und eine gefleckte Promenadenmischung, die in die Fluten geraten war. Das Tier kämpfte aufgeregt dagegen an, aber der Fluss war über die Ufer getreten, das Wasser wild. Der Besitzer war nirgends zu sehen, aber Leon war sich sicher, dass irgendwo jemand oben an den Radwegen entlanglief und nach dem Hund rief. Jemand der rief, ein Tier, das nicht aus dem Wasser kam, das direkt unterhalb der Brücke gegen die Strömung ankämpfte; bis sein Kopf verschwand und nicht mehr zuoberst gelangte.

Ein Polizei-Hubschrauber flog den Fluss von Süden nach Norden ab. Neben Leon standen Andere und sahen dem Hund zu, bis er ertrank. Eine hübsche Frau weinte, schlug die Hände vor ihr Gesicht – zeigte dann zur Stelle hin, wo sie zuletzt den Hundekopf gesehen hatte. Ihr Begleiter tröstete sie, er hielt einen Regenschirm aufgespannt; nur, es regnete schief.

Am Uferweg entlang, ziellos, zeitlos, jede Menge Zeit totzuschlagen. Nahe dem Deutschen Museum eine Gruppe Surfer. Sie standen da, die Surfbretter unter Arm, starteten auf das Wasser. Kleine, harmlose Schaumkronen, darunter Strudel. Sie trugen Neoprenanzüge, nur Kopf, Füße, Hände blieben unbedeckt. Aber trotz Neopren und Fußleine wagte sich keiner hinein; als Leon zu frösteln begonnen hatte, war er umgekehrt, Richtung zuhause, enttäuscht. Das ist es, was übrig bleibt – vom Tag.

*GESTERN.* Gegen den frühen Abend hin hatte er sich zu Josefa aufgemacht, gegen ein Uhr morgens glänzte der Tresen frisch geputzt. Josefa nickte, ihr schwabbeliges Kinn drängte sich in den Vordergrund. Dass sie diesen Mittwoch so früh geschlossen hatten, erstaunte Leon nicht. Es war ein schlechter Abend fürs Geschäft gewesen und Leon sagte knapp, er würde jetzt Feierabend machen. Er wollte sich an seiner Chefin vorbeidrücken, da griff sie nach seinem Arm, „bis morgen – da geht es länger, stell dich drauf ein!“ Dann nickte sie ihm zu und ließ ihn vorbei. Vor der Tür stand ihr Bruder Vlad, die Hände in seine Jackentaschen vergraben. Er, Türsteher der Bar, ging als letzter. Leon wusste, dass er die Türen doppelt abschloss, nie Josefa. Neben Vlad warteten Antonia und Konrad. Konrad, der „na endlich“, sagte, als Leon ins Freie trat. Dass Leon heute Geburtstag hatte, wusste von denen da niemand.

/// Nur ein Augenkneifen. Und ein flüchtiges Rucken und Zucken der Schulter. Schon ist er wieder da. Jahrzehntelang habe ich ihn nicht mehr gesehen. Längst ist er nach ganz hinten in das Regal der Erinnerungen gerutscht. Längst vergessen. Doch dann sieht man irgendwo, vielleicht auf einem Bahnsteig in Leipzig, einen Mann, der nervös mit den Augen zwinkert. Der die Schulter ruckt und zuckt. Und schon ist er wieder da der Sportreporter Gall. Am frühen Sonntagnachmittag sah ich ihn eilig und nur vor sich hin auf die Straße starrend, in Richtung des Sportplatzes gehen. Manchmal, wenn er es noch eiliger hatte, als es ihm die Beine erlaubten, dann fuhr er auch mit einem Rad. Einem großen, schwarzen Fahrrad. Aufrecht, kerzengerade, ja stolz saß er immer auf dem Rad. Schließlich wusste er ja, dass seine Stunde immer am Sonntagnachmittag schlug. Da war er in der Kleinstadt für kurze Zeit vielleicht der wichtigste Mensch. Fußballreporter sind in Kleinstädten immer Könige für wenige Stunden. Von Sonntagnachmittag bis Montagfrüh, wenn ihre Kommentare in der Lokalzeitung veröffentlicht werden. Immer hatte Gall eine mittelgroße schwarze Ledermappe bei sich. Wie einen kostbaren Juwel schützte er diese Mappe. Dann betrat er aufrecht gehend das Stadion. Man grüßte ihn nicht ohne Respekt. Könige, auch die für nur wenige Stunden, grüßt man immer mit Respekt. Mit den Schultern zuckend, die Aktenmappe eng anliegend, ging er an der Tribüne entlang. Der eine oder andere Zuschauer raunte. „Der Gall ist da.“ Ganz oben in der letzten Reihe der Tribüne war sein Platz. Es war der einzige Platz, der mit einem einfachen hölzernen Schreibpult versehen war. Von da aus konnte Gall das gesamte Spielfeld übersehen. Einen besseren Platz

gab es nicht auf der kleinen Tribüne. Es war fast eine königliche Loge. Und dann ließ man ihn neunzig Minuten lang in Ruhe. Niemand wagte es, den Sportreporter in dieser Zeit zu stören. Aber alle fragten sich, was wird er von dem Spiel da auf dem Rasen festhalten. Wen von den Spielern wird er loben, wen wird er kritisieren. Vor allem die Spieler und deren Freundinnen zitterten vor Gall. Sein Urteil hatte Gewicht in der Stadt. Auch der Trainer blickte während des Spiels gelegentlich fragend hoch zum Reporter Gall. Aber dieser ließ sich nichts anmerken. Zuckte nur hin und wieder heftig mit den Schultern. War er von einem Spielzug begeistert oder entsetzt? Da er fast unentwegt ruckartig mit den Schultern zuckte, wurde man nie klug aus seinen Gesten. In der Halbzeit verließ er dann seinen Reporterthron. Ging zum Pissoir, wo er dann schon mal ein Wort tauschte mit den anderen dort stehenden Männern. Aber ein Urteil über den Spielverlauf konnte man auch an diesem Ort nicht von ihm erfahren. Vielleicht äußerte er sich schon mal über den Zustand des Rasens oder das herrschende Wetter. „Bei Regen spielen unsere Jungs immer gut.“ Mehr aber konnte man aus ihm nicht herauslocken. Dann ging er wieder auf seinen Arbeitsplatz, schlug das Notizheft auf und schrieb und schrieb.

///Theo wollte nicht aufwachen. Doch irgend-  
etwas hatte sie geweckt. Unwillig wandte sie den  
Kopf und blickte auf den Radiowecker, gerade  
kurz nach sechs. Franz, im Bett gegenüber, schlief  
tief, und auch sonst war es noch still im Haus.  
Aber läutete da nicht das Telefon? Nein, das hatte  
sie wohl nur geträumt. Noch eine halbe Stun-  
de, bis es Zeit war, aufzustehen, das musste sie  
nutzen. Sie kuschelte sich wieder in ihre Decke  
und döste gerade ein, als es erneut klingelte. Wer  
rief denn so früh an? Es läutete erbarmungslos  
weiter. Schließlich stieg sie beunruhigt aus dem  
Bett, tappte barfuß zur Tür und lief die breite, ge-  
schwungene Treppe hinunter, wobei sie geschickt  
die knarrenden Stellen der Stufen vermied. Sie  
hatte kein Licht gemacht, im Musikzimmer ge-  
nügte ihr der Schein der Straßenbeleuchtung, um  
den Telefonapparat zu finden.

„Ja?“ fragte sie vorsichtig.

„Theo? Theo, bist du das?“ sagte eine atemlose  
Stimme.

„Resi? Was ist denn los? Ist etwas passiert?“

„Dein Großvater! Es ... es geht ihm nicht gut.  
Deine Mutter muss sofort kommen. Hörst du, sie  
muss sich beeilen!“

„Aber, was ist denn los?“

„Ich weiß nicht ... ich habe schon den Dok-  
tor gerufen.“ Frau Biermeier, die Haushälterin  
des alten Berlinger schluchzte zwischen ihren  
Sätzen.

„Resi, jetzt sag´ doch endlich!“

„Er sitzt in seinem Sessel und rührt sich nicht!  
Ich glaube ... ich glaube, es ist sein Herz!“

Theo holte scharf Luft: „Wir kommen sofort!“

Im nächsten Moment stürmte sie die Treppe hi-  
nauf und riss die Tür zum Schlafzimmer ihrer  
Eltern auf: „Mama!“ Mit sich überschlagender  
Stimme weckte sie ihre Mutter, lief in ihr eigenes  
Zimmer und begann, sich hastig anzuziehen.

„Mit Opa ist etwas“, antwortete sie auf Franz  
schlaftrunkene Frage. Zehn Minuten später stand  
sie wieder im Treppenhaus und wartete. Tante Ilse,  
auch geweckt von Theos Rufen, noch im Nach-  
hemd und mit offenen Haaren, die ihr fast bis  
zur Hüfte reichten, beugte sich über das Geländer  
des zweiten Stocks und fragte besorgt nach dem  
Grund der Unruhe. Aus Pippas Zimmer drang  
kein Laut. Eine halbe Stunde nach dem verhäng-  
nisvollen Anruf brachen Theo und ihre Mutter  
auf. Die Frage nach der Schule hatte Theo abge-  
wehrt und darauf bestanden, mitzufahren.

Als sie durch die Haustür der Villa in Atlaching  
traten, kam ihr Bennie, der Jagdhundmischling  
ihres Großvaters, mit hängendem Kopf entge-  
gen und drückte sich an ihre Beine, als wollte  
er Schutz suchen. Sie kraulte ihn, fühlte, wie er  
unter ihren Händen zitterte, und plötzlich schien  
die Luft kaum den Weg in ihre Lunge zu finden.  
Doch sie schob ihn entschlossen zur Seite und  
folgte ihrer Mutter ins Wohnzimmer.

Ihr Großvater saß in seinem Ohrensessel, als wür-  
de er sein gewohntes Mittagschläfchen halten.  
Theo erwartete, jeden Moment sein pfeifendes  
Schnarchen aus dem leicht geöffneten Mund zu  
hören. Doch beim Nähertreten sah sie, dass das  
Gesicht hohl und eingefallen und die Lippen  
blaugrau verfärbt waren. Nur die Hände lagen  
seltsamerweise völlig entspannt auf den Armleh-  
nen. Sie wusste, dass er tot war.

///Als Augusta fünf Jahre alt war, schaute sie zum  
ersten Mal zurück. Die Straße lag, von Schatten un-  
berührt, in gleißender Hitze; das Leben hatte sich matt  
in die umliegenden Wohnungen und, wo beweglicher,  
in die Cafés, Parks und Freibäder zurückgezogen. Au-  
gusta aber saß zwischen Staubsauger, Stehlampe und  
Wäschekörben auf dem Autorücksitz, und der Scho-  
koladenkäfer, den sie so mühsam aus seiner glitzernden  
Haut geschält hatte, zerschmolz in ihren Händen. Die  
Mutter war über das Lenkrad gebeugt; ein wartender  
Rücken. Augusta drehte sich um und sah einen Mann  
auf der Fahrbahn stehen. Der Mann hatte seine Hände  
vor das Gesicht geschlagen; sie kannte diese Hände –  
Ein Ruck ging durch den Wagen. Der Mann wurde  
klein und kleiner, und Augusta, die längst wieder nach  
vorne blickte, bemerkte nicht mehr, wie er schließlich  
verschwand.

I.

Augusta liegt auf dem Rücken. Durch die Ritzen  
der Rollläden sickert der Morgen. „Mmmm...“  
Augusta stellt sich vor, wie der Schlund des Zim-  
mers die Lichtkörnchen nach und nach gierig  
verschlingt. Ja, sie hat Hunger, aber sie will noch  
nicht aufstehen. Außerdem ist es Sonntag, da  
macht Aufstehen erst recht keinen Spaß. Sie weiß  
natürlich, dass sie bald sowieso aufstehen muss,  
und sie weiß auch, was es zum Frühstück geben  
wird. Schwarzbrot mit Marmelade oder Schwarz-  
brot mit Käse oder Schwarzbrot mit Leberwurst.  
Dazu ein Glas Milch. Augusta mag kein Schwarz-  
brot. Sie mag Marmelade, Käse und Leberwurst,  
und die drei Dinge schmiert sie sich wahlweise  
als möglichst dicke schützende Schicht auf das  
Schwarzbrot und schluckt dann ganz schnell alles  
runter. Ein bisschen was von dem Schwarzbrot  
(eigentlich so viel wie möglich) lässt sie in Krü-  
meln und kleinen Stückchen nach und nach un-  
term Tisch verschwinden, wenn Eduard gerade

mal nicht hinsieht. Die Mama sieht hin, aber sie  
tut so, als sähe sie es nicht. Eduard ist der Besuch.  
Nein, falsch. Sie sind der Besuch. Sie sind zu Be-  
such bei Eduard.

Eine Fliege erwacht auf dem Fensterbrett, sum-  
mend fliegt sie gegen die verdunkelte Scheibe,  
prallt ab, verharret, fliegt, scheitert erneut am Glas,  
verharret, fliegt.

Augusta liegt immer noch auf dem Rücken, unter  
der dünnen geblühten Decke, auf dem Bett und  
in dem Zimmer, das Eduard ihr zugewiesen hat.  
„Das ist jetzt dein Zimmer“, hat er gesagt. Es ste-  
hen sogar ein Stuhl und ein Tisch in ihrer Größe  
darin sowie ein niedriger Schrank und eine Tafel  
mit bunter Kreide. Augusta denkt an ihr Kinder-  
zimmer daheim. Das heißt, Augusta will an ihr  
Kinderzimmer denken und gleichzeitig will sie  
es auch nicht. Etwas schiebt sich dazwischen,  
dieses Etwas ist wie eine Scheibe, die man nicht  
gleich sieht, aber sofort spürt, wenn man dagegen  
rennt. Schritte nähern sich. Eine Tür (nicht Au-  
gustas, aber nahebei) öffnet, schließt sich, Wasser  
fließt, stoppt; ein helles Husten. Mama – Augusta  
schließt die Augen, als würde sie dadurch unsicht-  
bar, als könne sie so in einem Schrank verschwin-  
den oder hinter einer Geheimtür. Sie will nicht,  
dass gleich die Tür aufgeht, sie will nicht, dass die  
Mama ihr die Bettdecke wegzieht, ihre Stimme  
die schöne Ruhe verjagt und sie da rausschickt  
ins Helle, in den langen Flur, in die Küche, an  
den hohen strengen Tisch, zum Schwarzbrot, zu  
Eduard, zum Waschbecken, zum Haare käm-  
men, vor die Tür, auf die Straße, in die Straßen, zu den  
Bordsteinkanten, Hecken, Garagen, Mauern, zu  
den schrillen Glocken, den Stufen, in die Reihen  
voller fremder Beine, Schultern, Rücken, in die  
harten Sitzbänke.

///Prinzessin Taygete vom Planet Sirius hat sich also nach längerer Diskussion mit Papa Atlas und Oma Tinitussia durchgesetzt und landet in München mitten auf der „Münchner Freiheit“. Rumms macht es, und ihr kleines Ufo kracht beim Spielplatz auf den Boden. Die Kinder und Mütter schreien und rennen panisch weg. Die Gäste vom Café verbarrikadieren sich hinter der Phalanx der schlotternden Kellner.

Taygete klettert heraus, reckt und streckt sich und sieht den einzig Mutigen, weil schwerhörig und kurzsichtig, einen alten Mann, der mit dem Stock in ihre Richtung tappert. Taygete geht strahlend auf ihn zu, verneigt sich und umarmt ihn sanft. Der Alte zetert los, wehrt sich etwas, erkennt ein junges, wenn auch sonderbar aussehendes Mädchen und ruft: Bolizei, eine Narrische, Hilfe, ich werd geküsst! Sein Dackel wedelt begeistert mit dem Schwanz. Taygete fummelt an ihren Drähten, Kabeln und Knöpfen, es scheppert und knarzt, so allmählich funktioniert der SprachTransformator: Sehr geehrter Herr, haben Sie bitte keine Furcht. Ich freue mich, Ihnen auf die Füße näher zu treten. Können Sie mir vielleicht Ihre schöne Stadt zeigen?

Er schaut hin und weg, dreht sich, will davon schlurfen, stolpert, hält sich die Hand vor die Augen, außer sich: Ich kann sehn, ich kann sehn wie eine Eule so scharf, ich werd verrückt! Er wendet sich um und fixiert das Mädchen, das lacht. War'n Sie das, fragt er ungläubig? Sie sind ja ein Grünes Männchen, du lieber Himmel! Weibchen, verbessert sie ihn, ein Grünes Weibchen. Stimmt.

In dem Moment rast ein Polizeiwagen heran, stoppt abrupt, ein dicker Polizist quetscht sich aus der Tür, schüttelt sich, damit er wieder in die Uniform hinein passt. Muffig zückt er den Strafzettelblock: Sie, so geht's fei scho glei amal gar net, dass Sie Eahnane Scheesen hier abstellen. Die derfan's glei zum Schrottplatz bringa. So, Name, Adresse, Führerschein, Fahrzeugpapiere, aber ein bissl fix! Taygete wandert einmal um ihn herum, piekst ihn in den Bauch und zwickt ihn in die Backe: Süß, sind Sie aufgepumpt? Kann man das hier irgendwo machen lassen? Lieber Herr, das ist übrigens mein Ufo und keine „Scheesen“. Wollen Sie mal mitfliegen? Aber davor müssen wir erst die Luft aus Ihnen ablassen.

Der Polizist schaut sie genervt an. Okay, entweder sind Sie aus Haar entlaufen oder Sie gehören schleunigst dahin – was mögen's lieber? Der alte Mann, der die ganze Zeit daneben steht, kichert sich eins: Das ist doch eine Prinzessin von der Milchstraße – nein, sagt sie, vom Planeten Sirius. Ach so, vom Sirius. Machen Sie ihr lieber die Aufwartung, Herr Ordnungshüter... Derweilen hat der Ordnungshüter Verstärkung angefordert und die zerren den alten Mann mitsamt Dackel und das Mädchen in die grüne Minna. Grüne Minna für Grünes Männchen äh Weibchen, giggelt der alte Mann. Schubsen Sie uns nicht, wir kommen gern mit und danke für den freundlichen Empfang, sagt Taygete und steigt majestätisch ein, Herrn Brot am Arm.

///An einem Samstagabend gingen meine Frau und ich zum Trödelmarkt, der in unserem kleinen Ort abgehalten wurde. Es war schon früh dämmerig geworden, und es waren nur noch einige Leute an den Buden und schauten sich die angebotenen Schätze der Aussteller an. Über den Buden und den leeren Gassen dazwischen lag eine seltsame Stimmung. Ein wenig wehmütig, die alten, abgegriffenen Sachen, die noch auf den Tischen lagen, und die hin- und herschaukelnden Lichter, deren wabernde Schatten das Ganze etwas unheimlich, aber auch wieder heimelig erscheinen ließen.

Wir schlenderten also zwischen den Buden dahin, meine Frau blieb ab und zu vor einem der Tische stehen und betrachtete die alten Gegenstände. Ein Stand erregte unsere Aufmerksamkeit. Ein alter Mann mit grauem Bart saß etwas teilnahmslos hinter seinem Tischchen, und seine Frau daneben war in ein Comicheftchen vertieft. Zwischen beiden lehnte eine größere Puppe an der Wand der Bude. Sie war recht hübsch, mit langen schwarzen Wimpern und einem kleinen Schmollmund. Ihr Haar fiel blondgelockt wie ein Wasserfall über ihre Schultern, und ihre Ärmchen hatte sie leicht verschränkt über die Brust gefaltet. Aber sehr auffällig war ihr glänzendes Kleidchen, mit brokatartigen Verzierungen an den Ärmeln und am Röckchen. Ihre Augen waren geschlossen, es sah aus, als ob sie schlief.

Die Puppe gefiel uns beiden recht gut, und da meine Frau schon lange nach einer ähnlichen Ausschau hielt, fragte ich sie, ob wir sie mitnehmen wollten. Sie sagte sofort Ja, und ich sagte zu dem Mann, für wie viel Euro sie zu haben sei.

„Eigentlich möchte ich sie gar nicht hergeben“, erwiderte er und streichelte die Puppe am Arm. Vielleicht war es die seltsame Dämmerstunde oder die verschwommenen Konturen ringsum, aber ich glaubte zu bemerken, dass die Puppe ihre Augen kurz öffnete und ihr Ärmchen leicht zurückzog. War es eine Einbildung oder spielte mir meine Fantasie einen Streich, doch nun wollte ich diese Puppe unbedingt haben. Ich sagte also: „Sie gefällt uns, wir möchten sie gerne mitnehmen, meine Frau würde sich darüber sehr freuen.“ Er sah zu seiner Frau hinüber, aber die las ungerührt weiter in ihrem Comic. Leise antwortete er: „Hat sie es denn gut bei ihnen, mein Herr?“ Ich war echt verblüfft über diese Frage und erwiderte: „Sehen wir aus, als ob wir sie schlecht behandeln würden?“ Der Mann lächelte und strich sich über seinen grauen Bart. „Sie kann... sie kann...“ Er stockte, und ich sagte: „Was kann sie, was andere Puppen nicht können?“

Da lachte er und meinte: „Sie kann nämlich sprechen, mein Herr.“ So, so, dachte ich mir, sie kann also sprechen. Wie viele Puppen und Teddybären können auch sprechen, das ist heutzutage kein Problem mehr. „Umso besser“, sagte ich, und meine Frau lächelte und flüsterte mir zu: „Vielleicht erzählt sie uns auch Geschichten.“ Ich musste schmunzeln und flüsterte zurück: „Sie wird still dasitzen wie alle Puppen, und wenn man sie in der Mitte ihres Körpers nach unten beugt, wird sie ‚Mama‘ und ‚Papa‘ herausbringen, dann hat sich's.“

Der Mann sah kurz auf, er musste etwas verstanden haben und grinste mich an. „Gut, gut“, sagte er und streichelte wieder seinen grauen Bart, „weil es schon spät ist und der Markt bald schließen wird, können Sie Amanda haben.“



///In der Ölkugel schwammen Kristallnadeln, die ein schwaches, gelbes Licht verströmten. Je stärker Susa die Kugel schüttelte, umso intensiver leuchteten die Kristalle. Ein nützliches Werkzeug in der Nacht, wenn Pit unter Fieberschüben litt. Susa saß am Rand seines Bettes. Aus einem Holzbecher flößte sie ihrem Bruder Jandutee ein. Seine Geschwüre bluteten wieder. Der Kräutersud würde den Schmerz stillen. Pit war jetzt meist lethargisch. Er hatte in diesem Monat stark an Gewicht verloren. Sie betrachtete prüfend sein Gesicht. Es sah eingefallen und knochig aus. Gorgon V war keine Welt für weißhäutige Kinder.

Susa spürte die Ungeduld in ihren Beinen. Ein Muskelstrang am Oberschenkel wollte nicht aufhören zu zucken. Gegen Morgen rückten die Wände näher. Susa hielt es kaum noch aus; sie hasste es, auf den Tagesanbruch warten zu müssen. Die geheime Kammer, in der sie zusammen mit ihrem Bruder schlafen musste, war gerade mal groß genug für Pits schmale Liege, eine strohgefüllte Matratze und eine Holzkiste. Am schwersten konnte Susa das Fehlen von Fenstern ertragen. Die stickige Luft, der Geruch nach altem Fleisch und dann noch die Enge machten sie schier wahnsinnig.

Ein auffrischender Wind rüttelte am Haus. Er trug das Prasseln der ersten Tropfen mit sich. Endlich setzte der Dämmerungsregen ein. Die dritte Pflanzphase des 7053. Gorgonischen Franjahres trieb sogar dem Himmel den Schweiß aus allen Poren. Das war gut für die Familie. Allein in der letzten Minowoche war das Wasser in der Zisterne um sechs Handbreit gestiegen. Das Rinnsal am oberen Ende des Tals hatte sich in ein breites, brodelndes Schlammband verwandelt.

Unten im Haus rumorte es. Die Eltern und Dani waren erwacht. Es war an der Zeit. Sie würden jetzt aufstehen und sich für die Feldarbeit fertigmachen. Susa scharrte mit dem Fuß über die Holzdielen und lauschte auf die gewohnten Geräusche. Sie strich Pit eine rote Strähne aus der Stirn. Die ädrigen Augenlider flatterten. Plötzlich wurde sein Blick ganz klar und wanderte an der Decke langsam hin und her. Susa schaute nach oben. Ja, sie sah es auch: ein Huschen. Der fingernagelgroße Rindenspringer sprintete auf acht grotesk langen Beinen den Dachbalken entlang. Genau über ihren Köpfen stoppte er abrupt, untersuchte hektisch eine Fuge und begann dann, mit unerwarteter Ruhe und Geduld seinen segmentierten, silbrigen Körper und die rudimentären Stummelflügel zu putzen.

Susa beobachtete ihn gleichgültig, bis sie hörte, dass draußen jemand die Leiter hochstieg. Die Klappe zum Dachboden knarrte.

„Ich mach jetzt auf“, flüsterte sie und entriegelte die niedrige Tür. Die beiden Geschwister mussten eine Weile warten, bis ihre Mutter die Flechtkörbe beiseite geräumt hatte, die vor dem Eingang des Verstecks aufgestapelt waren. Endlich aber konnte Susa die Tür von innen aufdrücken, die letzten Hindernisse beiseiteschieben. Sofort strömte kühlere Luft herein. Sie duftete nach Wasser, Kalk und Getreide. Susa atmete tief ein. Die Mutter drängte sich an ihr vorbei in die Kammer, kniete neben Pit nieder und ergriff sein Handgelenk: „Wie war seine Nacht?“

///Soweit es mich betrifft, begann diese Geschichte bereits in einer Nacht in München im Herbst 1995. Es war ihr ein anstrengender Tag vorausgegangen. Wie üblich hatte ich in irgendwelchen Physik-, Chemie- und Biologievorlesungen gegessen und ihn später mit Lernen oder mit Leni verbracht. Todmüde wälzte ich mich nun im Bett, doch von Einschlafen keine Spur. Eine leise Verstimmung, vermutete ich zunächst, ein kleiner Zweifel etwa darüber, dass ich irgendein lächerliches Testat nicht schaffen würde. Seit Beginn meines Zahnmedizinstudiums litt ich unter solchen Ängsten, hatte sie aber bislang immer wieder wegschieben können.

Plötzlich jedoch begann vor meinem inneren Auge mein weiteres Leben abzulaufen: Die morgigen Vorlesungen über Materialkunde, die Physikprüfung nächste Woche, das Entfernen von Karies im nächsten Semester, die Abschlussprüfungen in vier Jahren, die Doktorarbeit, Gebisse einsetzen, der erste geleaste Porsche zum Posen, das fünftausendste gefüllte Loch, Sex, Kroneneinschleifen, die Hochzeit mit Leni, das Reiheneckhaus, das erste Kind, Blenden einsetzen, der zehnte Seitensprung, das zweite Kind, Zähne bleichen, das freistehende Haus, das tausendste Implantat, eine weitere Affäre, eine gute Flasche Wein, noch eine und noch eine, das hundertste Golfturnier, der erste Herzinfarkt, die Abiturfeier der Kinder ...

Für Euch mag diese Vorstellung ja durchaus lebbar und für manchen sogar ein Traum sein (abgesehen vom Herzinfarkt natürlich), für mich jedoch war es die ABSOLUTE HÖLLE. Auch wenn ich heute nicht mehr die bittere Säure schmecke, die mir damals vom Magen hoch gekrochen war und sich auf meine Zunge gelegt hatte, so kann ich noch immer die Traurigkeit fühlen, die mich ergriffen hatte, ob all dieser Berechenbarkeit und damit Fadheit.

Klar, ich wollte kein ‚großer‘ Mann werden, wie noch mit sechzehn, als ich mich für super-schlau, wahnsinnsschön, extrastark und über-smart hielt, und ein Nobelpreis allein mir zu wenig erschien. Aber musste es das Einfachste, musste es der leichteste Weg sein? Mein Leben eine breite, sauber geteerte Allee? Und selbst wenn ich mitten auf dieser Allee wie ein unerzogener Hund einen Haufen setzen würde, es käme sofort jemand, um ihn mit einem Gummihandschuh aufzusammeln. Die gut gehende Praxis meines Onkels Fritz, die schlaue und schöne Freundin aus dem Studium und dazu dann ein paar von diesen Pseudokatastrophen, die einem in einem großbürgerlichen Leben im Münchner Süden so passieren können – sollte das alles sein, was ich erleben würde?

Obwohl diese Bilder mich die ganze Nacht heimsuchten (anscheinend werde ich sehr alt werden, denn ich sah mich noch als neunzigjähriger Seniorchef einer Zahnklinik herum-dackeln), diese Folter hatte ihr Gutes: Am nächsten Morgen hatte ich dieses Leben gelebt. Im Schnelldurchgang zwar, aber seit 1905 ist Zeit ja dank Einstein eh was Relatives. Auf eine jahrzehntelang andauernde Wiederholung meines Zahnarztlebens nicht scharf, brach ich mein Studium ab und trennte mich von Leni. Natürlich wusste Leni noch nichts davon, ich war ja noch nicht einmal aufgestanden, doch es war beschlossen und deswegen irgendwie schon vollzogen.

///Und wie geht es dir heute?  
„Wunderbar“, knurrte Carlotta. „Um 8:30 Uhr habe ich einen Mietvertrag für eine viel zu teure Wohnung unterschrieben, um 9:50 Uhr erfahren, dass der Vorsitzende meines Fanclubs heiratet, und um 10:30 Uhr lag meine Kündigung auf dem Tisch. Es könnte gar nicht besser gehen!“  
Also ich habe meinen Alten in Zahlung gegeben, säuselte die Stimme aus dem Radio. Alten groß oder klein geschrieben, schoss es Carlotta durch den Kopf. Nie wieder würde Carlotta sich von der Lektorin der Werbeagentur erklären lassen müssen, dass Grammatik wichtiger sei als Optik. Carlotta gehörte nicht mehr dazu. Carlotta konnte Wehrbeagentuhr und Lecktorin schreiben. Als fest angestellte solvante Artdirektorin mit rosigen Aussichten hatte sie morgens das Haus verlassen und war mittags heimgekehrt als gescheiterte Existenz in ein dunkelgraues Labyrinth voller Fragezeichen.  
Wer hat dir denn für so einen Schrotthaufen überhaupt noch Bares gegeben?  
Dieser Funkspot stammte von der Konkurrenz. Servicetool hatte in den letzten sechs Monaten drei große Kunden von Carlottas Agentur abgeworben. Mit solch peinlichen Auftritten! Carlotta knebelte das Radio. Vorne am Marienhilfplatz fiel der Kirchturm um. Wahrscheinlich küsste sich gerade ein Brautpaar. Oder ein Trauergottesdienst wurde eingelockt. Für das Mittagläuten war es zu früh, kurz vor Zwölf. Es schneite ein wenig. Carlotta schaute den Flocken vor dem Fenster zu, die gar nicht lustig tanzten, sondern trostlos wie grauer Staub vom Himmel sackten. Es hätten ruhig mehr sein können. Gerne auch ein dichtes Schneegestöber. Damit Carlotta nichts mehr erkennen könnte. Weiße Wand vor den Fenstern. Damit

Carlotta den Hinterhof nicht sehen müsste. Und vor allem nicht das hübsch renovierte Haus. In sechs Wochen sollte sie dort einziehen: in ihre frisch renovierte Traumwohnung.  
Es klingelte an der Tür. Öffnen? An einem Tag wie heute? Vielleicht war es der Verwalter, der etwas vergessen hatte, und Carlotta würde ihre Unterschrift ungeschehen machen. Haben Sie mal eben eine Spur Tipp-Ex zur Hand? Würde sie das wirklich tun? Nachdem die Gästeliste für ihre Einweihungsparty, bei der sie den Neid der Geladenen gönnerhaft gnädig entgegenzunehmen gedachte, in ihrem Laptop schlummerte. Drei Zimmer, renovierter Altbau, mitten in der Stadt, großer Sonnenbalkon in Süd-West-Lage und die Isar mit ihren lauen Auen nur eine Minute entfernt ...  
Carlotta öffnete. Eine Gestalt, ganz in Weiß, waberte im Hausflur. Geblendet trat Carlotta einen Schritt zurück. Wahrscheinlich träumte sie.  
„Erkennst du mich nicht?“, fragte die Gestalt. War dies eine biblisch chiffrierte Aufforderung zum Beischlaf?  
„Äh nein“, sagte Carlotta. Und fügte hinzu „Oder bist du mein Schutzengel?“. Im Traum konnte man sagen, was man wollte. Bestimmt träumte sie. Sie musste träumen, etwas anderes war nicht möglich. Eine solche Ballung von Ereignissen kam in der Wirklichkeit nicht vor. Schon gar nicht in Carlottas Wirklichkeit.  
„Ich bin zurückgekehrt“, sagte die Gestalt. In diesem Moment fiel der Kirchturm um. Es war zwölf Uhr Mittag. High Noon.

///Über ihm hing der Himmel so schwer, dass er Falten warf, in deren Bäuchen sich die Feuchtigkeit grauschwarz verdichtete. Noch war kein Tropfen gefallen; es schien unter den hängenden Wolkenwülsten Uneinigkeit zu bestehen, wann und wo dies zuerst zu geschehen hatte, und der junge Mann auf seinem Fahrrad trat im Stehen in die Pedale, um dem dräuenden Guss zu entgehen, dessen symbolische Vorläufer ihn von innen bereits erreicht hatten: Er schwitzte matte Perlen, während er neben der breiten Ringstraße im Münchner Norden dahinfuhr, die sich im Gegensatz zu ihrer sonstigen Gewohnheit fast leer bis zu dem blaugrauen Vorhang am Horizont streckte; nur gelegentlich brauste ein verspäteter Schwerlastwagen an dem Mann vorbei und schmiss ihm einen süßlich-bitter stinkenden Luftzug hin, dessen weicher Schub das Treten für einen Moment erleichterte.  
Seltsam, wie klein ein Mensch wirkt unter einem solchen Himmel, den man sich mit ein bisschen Phantasie als gigantisches, den ganzen Weltenraum ausfüllendes Gehirn vorstellen konnte. Vielleicht war es das, und vielleicht machte es sich prognostische Gedanken über die Geschichten, die zu erleben der junge Mann sich anschickte und die man in angemessen kurzer Form zusammenfassen könnte wie folgt: Menschen kommen daher, tun mit großem Eifer etwas, was vergeblich ist, und gehen, umnebelt von bald verfliegender Verbitterung, wieder dahin, um anderswo anderes zu tun. Doch ist es mit einer solchen Geschichte wie mit den Wolken und den Menschen, die unter ihnen herumlaufen: Je näher man ihnen kommt, desto mehr geraten allgemeine Einsichten und klug erdachte Ähnlichkeiten aus dem Blickfeld. So mag es gerechtfertigt sein, weiterzuerzählen.

Wegerich mochte die Vorstellung eines offenen Hauses, die er für weitläufig italienisch hielt und mit Begriffen wie Kultur und Urbanität verband: als Begegnungsplatz der Ideen, dem man den Charakter einer Stätte des Wohnens, der Privatheit, nur in diffusen Zügen anmerkte. Das Haus, das er bewohnte, war zum Wohnen ursprünglich nicht gedacht gewesen; es war ein ehemaliges Kasernengebäude, mit monströs hohen Decken, riesigen Räumen, die eine gewöhnliche Zimmereinrichtung arrogant abgewiesen, zum geduckten Provisorium degradiert hätten, weshalb er von vorneherein darauf verzichtet hatte. In der Küche gab es einen großen Tisch mit zwei langen Bänken, was urtümlich, rustikal, wie auch immer, jedenfalls: wirken sollte in dem von ihm intendierten Sinn: als Sammelbecken für Gedanken, als deren Moderator er sich empfand. Er war überzeugt, in einem gesegneten Abschnitt der Menschheitsgeschichte zu leben: dem Zeitalter der Kommunikation, die weitaus mehr und etwas ganz anderes sei als das Weitergeben überkommener Lebenstechniken und Anweisungen. Es gehe, wurde er selten müde zu betonen, um die reine Kommunikation, als solche und aber auch als Akkumulation.  
An diesem Abend war er selbst der Ideengeber, aber es war nicht seine Idee, die er, wie er sich gerne ausdrückte: in die Runde warf (die indes diesmal keine war). Ein Magazin, eine Kulturzeitschrift mit lokalen Schwerpunkten herauszugeben, hatte ihm schon lange, wie er sagte: vorgeschwebt, ihn bewegt. Er mochte die Idee der Bewegung an sich, sprach gerne von der Notwendigkeit des Aufbrechens, Ingangsetzens, Vorwärtsbringens.